Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Funfzehnter Band.

Claudie. Dritter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Claudie.

Dante

Je tiefer und reiner ein Gemüth ist, um desto eher und schärfer empfindet es die Widersprüche in den Aeußerungen Anderer.

Claudie konnte sich schon in den ersten Tagen nach Ludmilla's Verschwinden nicht recht in die Weise ihres Gemahls, dies Ereigniß aufzunehmen, finden. Es stand, nach Claudiens Meinung, das Benehmen desselben durchaus nicht in richtiger Folge zu seinem früher verrathenen Interesse für das Mädchen, und der Weg, welchen mit unsäglicher Mühe und Selbstbekämpfung der Baron einschlug, um Claudie über seine Mitwissenschaft von Ludmilla's Flucht zu täuschen, leitete die feinfühlende Frau gerade auf die ihr sonst fremde Bahn des Mißtrauens. Claudiens Gedanken beschäftigten sich in ängstlichen Vorstellungen fast fortwährend mit der Entflohenen, doch, wenn sie ihrem Gemahl ihre etwaigen Vermuthungen und quälenden Befürchtungen mittheilen wollte, so bat dieser die bekümmerte Frau, lieber gar nicht mehr über diesen unangenehmen Gegenstand zu sprechen. Claudie schüttelte dann heimlich und befremdet das Köpfchen; dieses gänzliche Aufgeben einer Person, welche dem Baron durch Bluts- und Wahlverwandtschaft verbunden war, schien ihr undenkbar und ganz gegen den Geist der Menschenfreundlichkeit zu sein, der sonst jedem Worte, jeder Handlung

seines diesmaligen Verleugners ein eigenthümliches Gepräge gab.

Claudie, der väterlichen Warnung eingedenk, hütete sich wohl, ihre Befremdung darüber zu verrathen, doch nahm sie sich vor, ihren Gemahl künftig genauer zu beobachten, um durch eine schärfere Erkenntniß seines Charakters, diese anscheinenden Widersprüche sich erklären zu können. So ging die zutrauensvolle Hingebung der Gattinn, das frühere Bestreben, sich immer heimischer im Herzen des Mannes anzusiedeln, in leises Zurückziehen, stilles Aufmerken des Verdachts und besonnene Wachsamkeit auf sich selbst über. Die Wahrnehmungen, welche Claudie im Laufe ihrer fortgesetzten Beobachtungen machte, waren nicht befriedigend für sie und regten vielmehr nur stärker das Verlangen in ihr an, über den Zusammenhang der früheren Begebenheiten mit dem ehemaligen und jetzigen Benehmen des Barons endlich ins Klare zu kommen. Claudie faßte nämlich mit zartem Sinne auf, daß die, ihr gewidmete Zärtlichkeit ihres Gemahls öfterer einem künstlichen, als natürlichen Feuer entflamme; daß er sie nicht mehr wie sonst, in leisen Beziehungen und Hindeutungen verstehe, und mit Wehmuth empfand sie es, daß sein Herz ihr entfremdet worden sei. Sie nahm ferner wahr, daß, wenn er sich unbeobachtet glaube, er in dumpfes Hinbrüten versinke, daß eine stechende Unruhe ihn rastlos umher treibe und den Genuß häuslicher Ruhe verbittere. Er schützte gehäufte Geschäfte vor, wann er sich Claudie halbe Tage lang entzog, und doch sah diese, daß er lässig die einsamsten Gartengänge gedankenvoll durchirre. Die Jagd hatte wieder begonnen; der Baron versicherte seiner Frau öfterer, daß er dieses Vergnügen leidenschaftlich liebe, und doch konnte Claudie sich nicht erinnern,

von dieser Neigung früher gehört zu haben. Er ritt jetzt täglich, von einem oder mehreren seiner Leute begleitet, in den Wald und kam oft erst spät am Abend nach Hause. In der tiefen Stille solch einsamer Tage ward nun Claudiens Kummer laut und die leichtbedeckten Herzenswunden fingen wieder an zu bluten. Sie fühlte sich gekränkt, zurückgesetzt, und konnte doch nicht eigentlich erkennen, ob durch Ludwigs Unfähigkeit, ihren geistigen Bedürfnissen zu genügen, oder ob durch irgend eine Vernachlässigung seiner Gefühle für sie? Auf die freundlichen Bilder, welche sie sich von ihrem einstmaligen Eheleben entworfen hatte, warf die Wirklichkeit ihre düsteren, entstellenden Schatten, und die unermüdete Uebung aller ihrer Pflichten gab ihr keine Freudigkeit mehr, sondern nur denjenigen Grad von Ruhe, mit welchem ein befriedigtes Bewußtsein auch das zerrissenste Herz tröstet. Oft füllten sich ihre Augen mit Thränen bei der Vorstellung, daß sie, von dem gleichfühlenden Freunde auf ewig getrennt, bei dem die verdiente Würdigung nicht finde, welchem sie dies schwere Opfer gebracht hatte. Aber Stunden solchen Schmerzes, solcher Ermattung fehlte auch der Engel nicht, welcher immer bereit ist, fromme Leidende zu stärken: der Glaube. Sie hob die nassen Augen gen Himmel und dachte mit Erhebung: „Nun, wenn ich auch durch heilige Pflichten geschieden bin von dem, der mich wahrhaft liebte, mein Gemüth, meinen Geist, nicht die vergänglichen Blüthen dieses Körpers; wenn ich auch mit Schmerz sehen muß, wie der Mann, welcher der Nächste meines Wesens sein sollte, sich in mir unbekannten Verirrungen von mir entfernt, so habe ich doch Dich noch, den ewignahen, den treuesten aller Freunde! Was kann mich von Dir und Deiner Liebe scheiden? Und nur von der

Läuterung meines Gemüthes hängt es ab, daß ich Dir immer inniger vereiniget werde! Laß mich nur nicht ermatten in Wehmuth! Laß mich stark sein in Hoffnung und unüberwindlich durch Geduld! Und wäre das Leben nichts als ein langer schmerzerfüllter Augenblick; hast Du nicht eine selige Unendlichkeit, den reinen Wunsch einer menschlichen Brust zu befriedigen?" Da zerrissen die Wolken irdischer Prüfungen vor Claudiens geistigen Augen, und sie schauete entzückt in die offenen Himmel der ewigen Zukunft.

Mehrere Wochen waren vergangen, und der Baron war gegen seine Frau noch scheuer geworden. Fast sichtlich vermied er das Alleinsein mit ihr, zog an den Tagen, an welchen er zu Hause blieb, unter den nichtigsten Vorwänden Gesellschaft nach Norwallen, und benutzte auch den geringfügigsten Anlaß, um von Claudie entfernt sein zu können. Jetzt war es dieser nicht mehr zweifelhaft, daß sie ihres Mannes Herz verloren habe; aber um welchen Preis? Dies zu ergründen, war ihr Tag- und Nachtgedanke. Ihre verletzte Weiblichkeit gestattete länger nicht, daß sie fernerhin eine Fülle von Zärtlichkeit an ihn, einen Undankbaren, verschwende. Zwar blieb ihr Betragen gleich sanft und aufmerksam, zwar kam sie ihm stets mit der zarten Ehrerbietung zuvor, welche jede feinempfindende Frau dem Gemahle schuldig zu sein glaubt; aber die Beweise eines wärmeren Gefühls hielt sie zurück, und der Baron schien die Verminderung dieser freien Gunstbeweise kaum zu bemerken. — O Ludmilla! Du hattest richtig gerechnet; der Hölle Geist hatte Dich calculiren gelehrt! Man dränge ein Geheimniß der Schuld zwischen zwei liebende Herzen und sie sind getrennt für immer! Eine längere Zeit war vergangen, in welcher Claudie von jedem Tage, obwohl vergebens, eine Verände-

rung in dem Benehmen ihres Gemahls erwartet hatte. Es war ihr nicht länger möglich, die, immer mehr zunehmende gegenseitige Entfremdung zu ertragen, und sie beschloß eine Erklärung herbeizuführen; doch wählte sie dazu die unglücklichste Zeit, einen Abend, an welchem er von einem Besuche bei Ludmilla zurückgekehrt war. Der Abendtisch war aufgehoben; mit Anstrengung hatte der Baron während dieser Zeit über verschiedene gleichgültige Gegenstände gesprochen, und Claudie, mit ihrem Vorhaben beschäftigt, nur einsilbig geantwortet. Er wollte sich jetzt entfernen, da trat Claudie ihm näher und sagte: „Lieber Ludwig, bleibe doch noch ein wenig bei mir! Ich habe etwas mit Dir zu sprechen.“ Der Baron warf sich verlegen neben seine Frau in den Sopha und glaubte mit einem trockenen, kalten: „Nun, was giebt es wieder?“ ihr den Muth zu einer Herzensergießung benommen zu haben.

Aber Claudie fühlte nach diesen Worten nur mit einem noch schärferen Wehe, wie nothwendig eine endliche Verständigung sei, und so begann sie mit fester Haltung, welcher nur der zitternde Ton ihrer Stimme einen etwas leidenden Charakter gab: „Es will mich bedünken, als besäße ich Dein Herz nicht mehr ganz; wenn es so ist, wie ich glaube, so sage mir ehrlich und offen, durch was ich Deine Liebe verloren habe?“

Der Baron hatte sich schon zu schwer an Claudie versündigt, er lag schon zu tief in Ludmilla's Fesseln verstrickt, als daß er auf diese sanfte Frage eine würdige Antwort hätte ertheilen können. Er nahm seine Zuflucht zu der gewöhnlichen Larve des Schuldbewußten, zum Trotz, und sagte mit einem Hohne, der ihn übel kleidete: „Habe ich Dein

Herz immer ganz beſeſſen? Sage Claudie, ich habe Dich ſtets als wahr erkannt, haſt Du nie einen Anderen geliebt?"

Gleich einem Roſenwölkchen flog ein leichtes Erröthen über Claudiens lilienbleiche Wangen, und in den leiſeſten Klängen ihrer Stimme antwortete ſie: „Ja, ich liebte! Aber niemals hat jene erſte Neigung meinem Gefühle für Dich, und der Achtung für meine Frauenpflichten Eintrag gethan."

„Und liebſt Du noch? Claudie! Du treue Bekennerinn der Wahrheit! Verleugne auch jetzt Deine Gottheit nicht!" entgegnete der Baron, hoffend, Claudie werde ja antworten, und froh, durch liſtige Gewandtheit ſich aus der Rolle des Inquiſiten in die des Inquiſitors geworfen zu haben. Claudie bedrängt, durch ihres Gemahls Beſchwörung, und geſtört in dem einfachen Gange ihrer Annäherung an ſein Herz, hatte Mühe ſich zu behaupten. Sie antwortete: „Wohin ſoll das führen, Ludwig? Du quälſt, Du marterſt mich! Ja, ich liebe noch! Wie ich es denn überhaupt nicht zu begreifen vermag, daß man gegen ein, einmal geliebtes und der Liebe werth gefundenes Weſen jemals gleichgültig werden könne; aber rein und lauter und vor Gott gerecht, iſt mein Andenken an den Mann, den ich vielleicht niemals wiederſehen werde. Kein ſtrafbarer Wunſch, kein ungeziemendes Verlangen beſchlich noch mein Herz, welches allein in dem, bis dahin mißlungenen Beſtreben ſchlägt, Dich zu beglücken!" Thränen rollten über ihre Wangen.

Der Baron war ſeltſam ergriffen, aber er wehrte der Rührung, die ihn meiſtern wollte und ſagte mit anſcheinendem Gleichmuthe: „Wenn dies wirklich Dein vorgeſetzter Zweck iſt, ſo wähle, liebe Claudie, künftig angemeſſenere Mittel zur Erreichung deſſelben! Glaubſt Du denn, daß die

Thränen, Klagen, oder gar das Schweigen einer Frau nicht abspannend, oder gar entfernend auf den Mann wirken? Weit mehr als eine Empfindsamkeit, die nur etwa der sehnsüchtigen Stimmung der Brautzeit gemäß ist, wird ein heiterer, froher Lebensmuth dem Verhältnisse der Ehe den Reiz der Liebe erhalten und den Mann in die Nähe des Weibes zu fesseln vermögen. Du weißt es, Claudie, ich bin frohsinnig und lebendig; ich liebe die Geselligkeit, den Scherz, die Unterhaltung, und gefalle mir im Austausch fröhlicher Mittheilungen; Du hingegen findest nur Genuß im Umgange mit Dir selbst und den Geistern und Engeln, mit welchen Deines Vaters, o vergieb mir! — überspannter Sinn und Heimfrieds fromme Schwärmerei Dich vertraut machten. Mir ist wohl, wenn heiteres Geräusch um mich tönt; Dir würde es im Kloster la Trappe noch zu laut hergehen. Dir erscheint die Ehe als eine eiserne Fessel, in deren enge Ringe sich der Gebundene duldsam schmiegen muß, ohne je nach dem Glücke der Freiheit zu streben; mir dünkt sie ein Rosenband, welches nicht zart genug behandelt werden kann, um so lange als möglich die Dauer seiner Blüthen zu erhalten. Du erkennest in der Treue ein ängstliches Zusammenhalten, ein Ausschließen aller Theilnahme an fremder Liebenswürdigkeit; ich hingegen lebe der Meinung, daß man sich frei gehen lassen müsse, ja, sich sogar von einander verirren könne, um mit erhöheter Wärme sich seines innigen Zusammenhanges mit dem Gatten bewußt zu werden."

„O höre auf! höre auf!" rief Claudie empört, welche mit steigendem Erstaunen die Rede ihres Mannes angehört hatte. „Ich kenne Dich nicht mehr, Ludwig! Ein böser Geist hat Deine freundliche Gestalt angenommen, mich zu

täuschen und zu versuchen; aber diese dunkle Stunde wird vorübergehen und Gott wird mir helfen, daß ich aus ihren Aengsten den Glauben an Dich rette!!!"

Diese Worte, aus den Tiefen einer zerrissenen Seele dringend, erschütterten den Baron. Er wollte sich reumüthig zu den Füßen der beleidigten Frau werfen, durch ein offenes Bekenntniß seiner Schuld ihre Verzeihung erstreben — aber da schallte im Nu dieser plötzlichen Sinnesänderung Getöse vom Schloßplatze herauf. Einige Edelleute aus der entfernteren Nachbarschaft hatten sich auf der Jagd verspätet und kamen, sich bei dem gastfreien Besitzer von Norwallen ein Nachtquartier auszubitten. Der Bediente, welcher diese Meldung machte, weckte Claudie aus einer schmerzlichen Betäubung; sie erhob sich, um die nöthigen Befehle für die Aufnahme und Bewirthung der Gäste zu geben, und als dies geschehen war, begab sie sich in ihr Schlafgemach, unfähig in ihrer Gemüthsverstörung Theil an solcher Unterhaltung zu nehmen, und überließ es ihrem Gemahl, wie er die Abwesenheit der Hausfrau, bei seinen Gästen zu entschuldigen für gut finden würde. Hier, in dieser Stille, ihren Gedanken hingegeben, empfand Claudie erst ganz die Qual ihres Zustandes. Mit grausamer Lust ging sie die, mit ihrem Gemahl geführte Unterredung noch einmal durch und drückte den Pfeil von jedem seiner Worte noch tiefer in das wunde, blutende Herz. Mit strengem Ernste prüfte sie ihr Benehmen von dem Tage ihrer Verheirathung an, und sie konnte sich keine Verschuldung gegen den Gatten, auch nicht die kleinste, aufbürden. „Ich habe ihn verloren!" Dieser Ausspruch war das Resultat der langen Erwägung, und mit erhellter Einsicht fuhr sie fort: „Er ist nicht allein mir, er ist sich selbst entfremdet worden und einer finsteren

Gewalt anheim gefallen! Wäre Ludmilla noch hier, so würde ich glauben — — —"

Eine leise Ahnung stieg in ihr auf, aber Claudie kämpfte gegen die Einflüsterungen derselben. „Nein, nein!" rief sie ängstlich: „Es ist nicht, es kann nicht sein! Ludwig ist nur schwach, aber kein Bösewicht; er ist bethörbar, aber des Betruges nicht fähig!"

Verletzend tönte der betrübten Claudie das wilde Gelächter und der rohe Lärm der Trinkgesellschaft, deren Tosen über den großen Saal herüber bis in das stille Gemach schallete, in welchem die gekränkte Liebe weinte, und fromme Zuversicht um Trost und Hülfe flehete. Claudie unterschied die Stimme ihres Gemahls, es schärfte die Säure ihrer Gefühle, daß er nach der vorhergegangenen Scene noch solcher Lustigkeit fähig sei. Spät nach Mitternacht erst trennte sich der laute Zirkel, und folgte der Baron seiner Frau in das Schlafgemach. Claudien floh der Schlummer, ihre Seele war aufgeregt, ihr Gemüth in stürmischer Bewegung. Der Mond warf seinen hellen Schein durch die Spalten der Bettgardine auf das Gesicht des Barons, der schon nach einigen Minuten eingeschlafen war, und Claudie betrachtete den Schlummernden lange. „Ach! wäre ich doch nur auf einen Augenblick allwissend, um in Deiner Seele lesen zu können!" dachte sie, und kaum hatte sich dieser Gedanke in ihr gebildet, als der Träumende die Lippen öffnete und die Worte sprach: „Ludmilla, laß mich! Ich muß fort, es dunkelt schon! Noch einen Kuß — leb' wohl, süße Ludmilla!" Claudie erbebte. „O Gott! wie hart strafest Du mich für meinen frevelhaften Wunsch!" dachte sie mit dem Grauen des Entsetzens. „Wäre es dennoch möglich, was zu denken und zu fürchten ich für Sünde hielt?"

Die unglückliche Claudie brachte die ganze Nacht in fruchtlosen Grübeleien zu, und erst der goldene Morgenglanz schloß blendend ihr müdes, verweintes Auge.

Als Claudie erwachte, hatte ihr Gemahl mit seinen Gästen, welche er zu einer Jagdpartie eingeladen, bereits das Schloß verlassen, und die Einsamkeit dieses Tages gab Claudie Gelegenheit, ihre unsichere Stimmung zu befestigen und den Plan für ihr künftiges Verhalten auszubilden.

Es ist eine oft bestätigte Erfahrung, daß die Absicht, Jemand seines Irrthums zu überführen, beinahe niemals erreicht wird und den Zwiespalt der Gemüther nur noch unheilbarer macht. Liebe ist Verständniß — das tiefste! sonach erklärt jedes Mißverständniß sich von selbst. — Claudiens Vertrauen zu ihrem Gemahl war seit der gestern mißlungenen Erklärung gegen ihn merklich gesunken. Das Traumreden von dieser Nacht erfüllte sie mit ängstlichen Ahnungen über die wahre Ursache von der Veränderung, die sich mit ihm begeben; und nur mit der angestrengtesten Willenskraft erhielt sie sich den Muth, was irgend kommen könnte, standhaft zu erwarten und mit Vorsicht zu prüfen, ehe sie entscheidend zu handeln wage.

Am Abend kehrte der Baron zurück. Sein Aussehen zeigte ihn verstört, während Claudie in ihrem weißen Nachtgewande, das blasse, himmlischsanfte Gesicht von lichtblonden Locken umwallt, dem Engel der Ruhe glich. Der Baron betrachtete seine Frau mit düsteren Blicken. Ihr ganzes Wesen ward von einer Sicherheit gehalten, welche dem Benehmen zartsinniger Frauen in dem Gefühle unverdienter Kränkungen die mächtigste Stütze giebt; im Gegensatz zu jenen rohen, weiblichen Seelen, welche die geringste Benach-

theiligung wahrer, oder eingebildeter Rechte zu tobenden Furien oder grollenden Unholden macht,

Die stille Würde Claudiens wirkte beschämend auf den Baron zurück, und doch zeigte die Bläße ihres Gesichtes, der gemilderte Glanz ihres Auges und eine gewisse Mattigkeit, welche auf ihren Bewegungen ruhete, daß jene höhere Haltung nur der Sieg eines starken Geistes über ein tiefes, schmerzliches Leiden sei. Der Baron wollte sich das Drückende seiner Stimmung, Claudie gegenüber, erleichtern; er erzählte seiner Frau die Abenteuer des Tages und schloß mit der Versicherung, daß er sehr ermüdet sei und sogleich zu Bett gehen werde. Claudie heftete die Augen durchdringend auf den Gähnenden und sagte: „Ein Traum hat mir in dieser Nacht verrathen, unter wessen Schutze sich Ludmilla gegenwärtig befinde, und daß sie keinesweges der Liebe entbehre, nach welcher sie verlangte."

Der Baron ward bleich wie der Tod. Mit zitternden Lippen stammelte er hervor: „Wie so? Wie meinst Du das?"

Aber Claudie unterdrückte einen Seufzer und ohne ihm auf diese Frage zu antworten, stand sie vom Tische auf. „Es ist gewiß!" dachte sie und eine erstarrende Kälte durchdrang ihr Inneres; ihr Herz zerriß, aber da in schönen Seelen keine Empfindung, welche göttlicher Natur ist, untergehet, so verwandelte sich die erlöschende Liebe für den Gemahl, in das weichste Mitleid mit dem Gefallenen. Dem Baron war nach dieser Stunde nichts gewisser, als daß Ludmilla und er entdeckt seien, aber da Claudie gleich still und freundlich blieb und kein Wort mehr über diesen Gegenstand erwähnte, so verstummte nach und nach jene Befürchtung wieder, und er setzte seine Besuche bei Ludmilla

in dem einmal festgesetzten Zeitmaße fort. Die Zwischenzeit ward größtentheils in Gesellschaften verlebt, welche des Barons dringende Einladungen, seine gut besetzte Tafel, sein alter Wein nach Norwallen zogen. — Claudie fühlte sich jetzt wahrhaft unglücklich. Die Lebensweise, in welche sie sich fügen mußte, war ihren Gewöhnungen und Neigungen eben so zuwider, als der Sittlichkeit ihres Gemahls nachtheilig. Sie erschien nur dann bei diesen wilden Gelagen, wenn der Anstand es durchaus erforderte und benutzte jede Veranlassung, welche ihr Entfernen aus diesen Kreisen entschuldigen konnte.

So ging der Winter vorüber. Zum ersten Male in ihrem Leben sah Claudie die Natur in ihrer Verödung, in ihrem Erstarren, weil, nicht wie sonst, eine freundlicherhellete Phantasie ihrer Zauberlichter in die Zeit warf, wo die Dunkelheit über den Tag herrschet, und ein froher Geist und ein freies, ungedrücktes Gemüth die erstorbene Welt mit schönen Hoffnungen belebten. Auch die Kunst vermochte nicht mehr die Trauernde zu trösten. Mit bleierner Schwere hinderte der Gram das Aufstreben ihres Genius. Die Erscheinungen der Ideale wurden von der Wehmuth verhüllt, wie der Sonne strahlendes Bild von vorüberfliehenden Wolken — und Claudie fühlte, daß ein starker, freudiger Muth die Bedingung jeder höheren Leistung sei. Die Briefe an ihren Vater und von ihm waren die einzige Freude ihres harmvollen Lebens; in ihnen fand sie immer milde Anklänge eines verstehenden Gefühls, wie behutsam sie auch dafür besorgt war, ihrem Vater den leidenden Zustand ihres Gemüthes zu verbergen.

Der März erschien; schon weheten die Lüfte mild und frühjährlich, schon durchwühlte die Egge den ausgeruheten

Boden, und aus den farblosen Wiesen keimte das glänzendgrüne Gras und hie und da ein frühes Blümchen hervor, und die wonnereiche Ahnung naher Maienlust regte sich in den Bewohnern der Höhen und Tiefen, der Wälder und Gewässer. Auch die menschliche Brust schwellete das Erwachen der Natur, aber Claudiens Herz klopfte in noch stärkerem Wehe. Ach! nie empfindet der arme Mensch seine Schmerzen schärfer, als wenn der Frühling in seiner Wunderpracht vor ihm erscheint, und von ihm, dem ersten Geschöpf der Erde, die Theilnahme an der allgemeinen Herrlichkeit fordert. Wenn alles grünet und blühet und in frischerem Leben emporkeimt und schwillt, empfindet er es mit unendlicher Wehmuth, daß seine schönsten Hoffnungen erstorben sind; während alles jauchzt und jubelt und durch die weiten Räume der Schöpfung in tausend verschiedenartigen Stimmen nur ein Lobgesang ertönt, erfüllet es ihn mit Trauer, daß er den Vater der Freude und des Lichts nur durch stille Ergebung ehren könne; und nur der darf die Blume des Feldes und den Vogel des Waldes nicht um eine glückliche Bewußtlosigkeit beneiden, welcher mit Innigkeit der Verheißung unseres Glaubens vertrauet, daß nach dem abgewelkten Frühling hienieden einst ein himmlischer Lenz erscheinen werde, wo die Thränensaat des frommen Dulders sprießet, schöne Gedanken zu Blüthen werden, und die Früchte edler Handlungen uns ewig erquicken!

Noch war kaum ein Jahr verstrichen, seit Claudie über ihr Schicksal entschieden hatte, und wie seltsam und unglücklich hatte sich dies seit jener Zeit gebildet! Sie sagte zu sich selbst, wenn sie den zurückgelegten Weg überblickte: „Wie eng beschränkt ist doch der Begriff der Zeit! Ein Jahr! welch kurzer Zeitraum! und ich habe in ihm ein

langes, erfahrungsreiches Leben gelebt! Es ist mir, als wäre ich nun am Ziele, als hätte die Reife der Erkenntniß jede Jugendblüthe verdrängt, als müßte ich in Gram und Schmerz dafür büßen, daß meine Hoffnungen so licht und freundlich waren. Aber habe ich doch gelebt! Süß und selig war der Traum meiner Kindheit; ahnungsvoll, wie die Verkündigung der Himmlischen, die Erwartungen meines jugendlichen Herzens, aber grausenhaft ist mein Gemüth verödet worden! —"

An einem hellen Abende in den letzten Tagen des Monat März ritt Graf Leopold von Hochstein langsam die Allee herauf, welche zu dem Schloßplatze von Norwallen führte. Von der entgegengesetzten Seite, die in die waldigten Gebirgsgegenden führte, sah er einen Troß Reiter wild daher gesprengt kommen, und sein scharfes Auge erkannte an der Spitze desselben, den Baron. Die Gesellschaft kehrte von einem großen Treibjagen heim, welches diese rohen Freuden auf ein halbes Jahr beschlossen hatte und ein stattliches Gelage sollte die blutige Feier dieses Tages krönen. Eine Menge Förster und Jäger folgten dem Zuge der Anführer, ein kleiner Wagen mit reicher Wildbeute ward hinterdrein gefahren. Die Geschirre der Pferde, die blanken Jagdhörner blitzten im Abendstrahl, das Gebell der Hunde tönte durch die Stille der Natur, und lautes Rufen und Gelächter verkündete die wildaufgeregte Stimmung der Einziehenden. Es entsprach diese Erscheinung der Erwartung nicht, welche sich Graf Leopold von seiner Ankunft in Norwallen gemacht hatte. Er fühlte sich nicht aufgelegt, die Tafelfreuden der lustigen Jäger zu theilen, und hielt sein Pferd an, um unbemerkt das Schloß umreiten zu können, und durch den Garten in das Haus zu gelangen. Er stand

an der Umzäumung des Gartens und öffnete ein kleines, ihm bekanntes Pförtchen. Er schritt langsam, sein Pferd nach sich ziehend, durch ein dichtes Gehege vor und bog in einen der Hauptgänge ein. Da stand Claudie, in einen Mantel gehüllt, bleich, verfallen, ein Bild des Kummers, vor ihm. Sie schrie laut auf, als sie ihn erblickte und mit einer Stimme, in deren ergreifendem Klange sich Schmerz und Freude vermählten, rief sie: „Leopold, mein Bruder! wie glücklich macht es mich, Dich zu sehen! Hast Du mich aber auch noch lieb?“ Mit Erstaunen und Wehmuth umarmte Leopold seine Schwester. Er antwortete kalt und bitter: „Es muß sich hier seit meiner letzten Anwesenheit viel verändert haben; dies beweiset mir die Gesellschaft, welche ich so eben ankommen sah und diese Deine Frage, arme Claudie!“ Claudie brach in Thränen aus. „O! ich bin sehr unglücklich! Die Hand Gottes ruhet schwer auf mir und meine Kräfte schwinden — —“ sagte sie leise und weinend. „Beruhige Dich, Liebe!“ bat Leopold, und liebkosete der Weinenden; „es wird und soll und muß Alles anders werden! Der Vater grüßt Dich, er ist bekümmert Deinetwegen und hat mich hierher gesendet, um Dich abzuholen. Auf Deinem lieben Hochsteine wirst Du genesen. Glaubst Du denn, daß, obgleich Du das Unglück Deiner Ehe uns sorgfältig verborgen, und das Wehe Deiner Brust mit schönen Worten verschleiert hast, daß wir nichts gemerkt oder erfahren hätten? Gott gebe, daß nur die Hälfte davon wahr sei, was man sich von der sauberen Lebensweise Deines Mannes erzählt!“

Claude ward ängstlich; sie fürchtete, es möchte ihrem Gemahl zu viel geschehen, und ging, von ihrem Bruder begleitet, auf ihr Zimmer, woselbst sie ihm eine besonnene,

von jeder Uebertreibung ferne Beschreibung ihrer Ehe-Verhältnisse machte, und mit der zartesten Schonung die Umwandlung bezeichnete, welche ihr, im Betragen ihres Mannes, namentlich seit Ludmilla's Flucht, fühlbar geworden sei.

Leopold hatte diese Berichte mit Zorn und Ungeduld vernommen. „Habe ich es Dir nicht gesagt?“ fuhr er entrüstet auf. „Erinnere Dich, Claudie, was ich zu Dir sprach, als ich diese Ludmilla, diese höllische Schlange, bei meinem ersten Besuche hier fand. Es ist klar, wie Sonnenlicht, daß Dein Mann um Ludmilla's Flucht gewußt habe, und daß er jetzt um ihren Aufenthalt wisse. Aber Geduld! wir wollen den diebischen Fuchs schon aus seinem Baue aufjagen! Du weißt es, ich habe mir nie ein Vertrauen zu Deinem Manne abringen können, und habe Deine Verbindung mit ihm höchst ungern gesehen. Die, von unserm Vater und Dir so oft gepriesene Gutmüthigkeit, welche ihm eigen sein soll, gestattet ihm doch, ein sanftes, ihm treuergebenes Weib elend zu machen, und die Lenkbarkeit, welche Du in milde Tugend-Festigkeit umwandeln zu können glaubtest, unterwirft ihn treulos einer Buhlerinn. Es ist ein elender Schwächling! Aber, bei dem Allmächtigen! Er soll das ernste Wort eines beleidigten Mannes vernehmen! — Es wird mir schwer genug werden, meine Empörung gegen ihn zu verbergen; aber will ich Dir wahrhaft nützlich werden, so muß ich meine Gesinnung noch für ein Weilchen verleugnen.“ Claudie verstand nicht ganz, was ihr Bruder meine, aber seine Worte erfülleten sie mit Furcht und Bangen.

Am folgenden Morgen erst erfuhr der Baron die Ankunft seines Schwagers. Er trug diesem ein höchst ver-

legenes Gesicht entgegen, und konnte Leopolds offenen Blick nicht aushalten. Leopold entledigte sich nun des väterlichen Auftrages, nach welchem Graf Hochstein an seinen Schwiegersohn den Wunsch ergehen lasse, die geliebte Tochter auf einige Wochen bei sich zu sehen, und den Sohn deshalb gesendet habe, daß derselbe die Schwester in des Vaters Arme geleite. —

Mit freundlicher Willfährigkeit, die nicht für seine Anhänglichkeit an die liebenswürdige Frau sprach, antwortete der Baron, daß es schon längst sein Wunsch gewesen sei, Claudie, deren Gesundheit einer Kräftigung bedürfe, auf einige Zeit nach ihrem heimischen Bergschlosse zu senden, doch habe er diesen Entschluß dem eigenen Verlangen seiner Frau, oder dem ihres Vaters überlassen wollen. Leopold knirschte heimlich mit den Zähnen, und der Baron sagte nach einer kleinen Pause, während welcher er vergebens auf eine Antwort wartete: Er bedauere nur recht sehr, daß ein gestern vorgenommener Pferdehandel bei einem benachbarten Edelmanne ihn für heute entferne, und von der Freude an einem so lieben Besuche ausschließe; doch wolle er dies Geschäft möglichst beeilen, um zeitig wieder zurückkehren zu können.

Der Baron war kaum fort, da ließ auch Leopold sein Pferd vorführen. „Auch Du willst fort?“ fragte Claudie betroffen, als er Abschied nehmend vor sie trat. „Ich muß Dir mit Bürger antworten: „Es wird mir hier zu eng im Schloß, ich will, und muß ins Weite!“ “ entgegnete Leopold, und eilte, nach einem brüderlichen Kusse mit dröhnenden Schritten die Treppe hinab. „O, über die wilden, unbändigen Männer!“ seufzte Claudie, als sie sah, daß der

Husar mit hochgeröthetem Gesicht den bäumenden Braunen bestieg.

Leopold ritt, ohne ein eigentliches Ziel für seinen Weg zu haben, auf der Straße hin, welche dem Gebirge zuführte, doch bald zog ihn die Anmuth eines schattigen Nebenpfades von dem breiten Wege ab, und der sich schmal durch Nadelgehölz schlängelnde führte ihn nach einigen Stunden einer mäßighohen Hügelkette zu. Noch war ihm auf dem langen, einsamen Ritte kein lebendes Wesen begegnet, und er lächelte schon darüber, sich in eine öde Wildniß verirret zu haben, als er einen alten Mann in schlichter, ländlicher Kleidung auf sich zu kommen sah, der ängstlich, wie es schien, um sich blickte, ob er ihm wohl ausweichen könne. Da Leopold, als ein echter Cavallerist, bei der Begegnung eines Reiters, seine Blicke stets wie auch diesmal zwischen dem Manne und dem Rosse theilte, so glaubte er jetzt von einem neckenden Berggeiste geblendet zu werden, indem er in dem Pferde des alten Mannes Ludmilla's ihm wohl erinnerliche Bläße erkannte. Er verbarg sein Erstaunen und fragte den Alten mit unbefangener Freundlichkeit, ob ihm dieser wohl ein wenig Feuer geben könne? Der Alte nickte, schob das spannenlange Tabackpfeifchen in den rechten Mundwinkel, glomm Schwamm an, und reichte den lieblichdampfenden unserm Leopold dar. „Nun, ein Dienst ist des andern werth," sagte dieser, den gestopften Meerschaumkopf anbrennend, „nehmet dafür ein Pfeifchen feinen Knaster hin." Bei diesen Worten schüttete er den Inhalt des gehäckelten Tabacksbeutels in die Pelzmütze des Webers; denn daß dieser es sei, werden unsere Leser bereits vermuthet haben.

„Zu viel, zu viel, lieber Herr!" rief der Beschenkte,

und seine Runzeln glättete das Lächeln der Behaglichkeit; „nun großen Dank! Da will ich mir einmal eine rechte Güte anthun! Ein Pfeifchen schmeckt immer noch, wenn man auch sonst wenig mehr genießen kann."

„Still Brauner!" rief Leopold, sein unruhiges Pferd zügelnd, und sagte, „Ihr habet da auch ein hübsches Pferdchen, Alter, ist es das Eure?"

Der Weber blickte schlau. „Halb und halb," war seine unbefriedigende Antwort. „Ihr scherzet, lieber Alter! Wie meinet Ihr das?" entgegnete Leopold. Nach einem kleinen Nachsinnen sagte der Weber: „Nun, es ist das meine, weil niemand anders als ich es reitet; und es ist nicht das meine, weil es einer andern Herrschaft zugehört als mir; dies ist die ganze Auskunft, die ich darüber geben kann."

Diese Antwort gab Leopolden so viel Licht, als er zu seinen weiteren Forschungen bedurfte. Er verbarg die willkommene Erleuchtung, und fragte weiter: „Ist das Pferd seiner Herrschaft nicht feil?"

„Ich glaube nicht," antwortete fortstrebend der Weber, „obwohl mir es recht wäre; denn ich würfe wohl lieber das Weberschiff durch Werfte und Einschuß, als daß ich auf dem muthigen Dinge, das der Hafer sticht, Leib und Leben riskire. Nun Gott befohlen, lieber Herr!" „Wartet noch einen Augenblick, lieber Alter," bat Leopold, „und saget mir, wohin ich mich wenden müsse, um auf den rechten Weg nach Norwallen zu gelangen?"

Der Weber ritt an Leopold's Seite einen kleinen Abhang hinab, dann wies er auf ein tiefliegendes Dörfchen, nach welchem hin sich ein mit Gras überwachsener Fußweg krümmte, und sagte: „Das ist Schwarzgrund! Von dort aus führt eine befahrene Straße nach Norwallen."

„Habet Dank, guter Alter! Lebet nun wohl, doch lasset mich noch wissen, wie Ihr heißet;“ sagte Leopold mit anscheinender Absichtslosigkeit.

Es war, als wenn der Weber ein wenig stutzte. „Meinen ehrlichen Namen habe ich mein Lebtage nicht verleugnet, will's auch nicht erst;“ sagte er, die Antwort auf die an ihn gerichtete Frage wie gegen sich selbst vertheidigend, und fügte mit Gewicht hinzu: „Ich bin der Weber Ehrlich, aus dem Schwarzgrunder Thale.“

Nachdem Leopold seine Schwester an das sorgenschwere Herz ihres Vaters geleitet hatte, war er am folgenden Morgen vom Hochstein verschwunden. Ein, an den alten Grafen zurückgelassener Brief drückte sich räthselhaft über die Absicht der heimlich unternommenen Reise aus, und Graf Hochstein, welchen eine bekümmernde Ahnung davon unterrichtete, hielt es für gerathen, Claudie mit dem Vorgeben zu täuschen, daß eine vorgefundene Dienstordre den Bruder schleunigst nach der Garnison berufen habe.

Von Planen zur Rache erfüllt, ritt Leopold den Weg nach Norwallen zurück. Claudiens bleiches Bild schwebte vor ihm her, ihn zu der glühenden Eile des Hasses antreibend. Als er in einiger Entfernung an dem Schlosse von Norwallen vorüberritt, warf er flammende Blicke auf das schöne, stolze Gebäude. „O du Mörderhöhle!“ rief er zornig, und hätte lieber mit den Blitzen seiner Augen das Schloß in Asche gelegt; „in dir ward das edelste Herz gebrochen! Die reinste Treue mit Verrath belohnt! — Möchten Claudiens Seufzer, die Thränen ihres Kummers

zu Geistern werden, welche fortan jede Freude, jede Lust aus deinen Mauern verscheuchen, und so das Unglück des besten Weibes rächen!“

Er übernachtete in einem Dorfe unweit Schwarzgrund, und ging bei dem frühesten Morgengrauen in der Kleidung seines Bedienten, welchen er nebst den Pferden in dem Wirthshause zurückließ, den Weg nach dem Schwarzgrunder Thale. Sich selbst und seine Hitze fürchtend, versah er sich mit keiner Waffe, obwohl er seinen Husarensäbel und die besten seiner Pistolen geladen mit sich führte. Ein Hirtenknabe zeigte auf seine Anfrage ihm die kleine Thalschlucht, hinter welcher das Haus des Webers Ehrlich gelegen sein sollte. Rasch vorwärts schreitend, doch stets vorsichtig um sich blickend, gelangte er an dieses Ziel, und bald erblickte er das friedlich umschattete Häuschen. Er verbarg sich in das Dickicht des Hügels, der dem Häuschen zunächst lag, und kaum hatte er seinen Posten eingenommen, als er den alten Weber Ludmilla's Pferd vorführen sah, und o! wie klopften alle seine Pulse! Jetzt trat Ludmilla aus der niederen Thüre und streichelte den schlanken Hals ihres Pferdchens. „Also hier, hier wohnt die Buhlerinn, und dieses Haus, welches ich für einen Wohnsitz stiller Frömmigkeit gehalten haben würde, ist der Versteck ihrer verbrecherischen Freuden!“ sagte er, knirschend vor innerer Wuth.

Der alte, matte Reiter bestieg sein Rößlein; Ludmilla sah ihm lachend nach, dann richtete sie das Auge voll sehnsüchtiger Gluth in die Ferne. Leopold fing an, den Zusammenhang zwischen den widerwilligen Reisen des Webers und Ludmilla's Besuchen von dem Baron zu ahnen. Ein halbes Stündchen mochte verflossen sein, und noch immer stand Ludmilla harrend vor der Thüre des Hauses, da

verrieth eine heftige Bewegung von ihr, und ein rasches Vorwärtsfliegen, daß der Gegenstand ihrer Sehnsucht nahe. Der Baron, als Jägerbursche gekleidet, kam mit beflügelten Schritten den Weg daher, und der Lauscher hinter den Kiefern sah, wie feurig der Kommende sie in seine Arme schloß, mit welch leidenschaftlicher Hingebung und gränzenloser Vertraulichkeit sie an seiner Brust, an seinen Lippen hing. Leopold's Zorn verwandelte sich in die Kälte der Verachtung. Erst nach zwei Stunden verließ der Baron, schüchtern um sich sehend, das Häuschen, und am Eingange der Thalschlucht trat ihm Leopold's drohende Gestalt, wie der Schicksalsengel entgegen, und erfaßte unentrinnbar mit nervichtem Arme den Entsetzten. Mit Tönen, denen jeder ein zweischneidiger Dolch war, rief Leopold: „Du heuchlerischer, verrätherischer Schurke! Wollte ich meine Seele mit Meuchelmord beflecken: so erwürgte ich Dich jetzt, und die Erde trüge ein treuloses, wollüstiges Ungeheuer weniger! Aber ich fordere Genugthuung von Dir, dafür, daß Du Claudie mit lügenhaften Versprechungen von dem Herzen eines liebenden Vaters hinwegstahlst, um dieses schuldlosen Engels in den frechen Umarmungen eines schändlichen Weibes zu spotten! Erfülleſt Du so die Schwüre der Treue? Aber bei Gott, dem Rächer des Meineids! Claudie soll nie mehr in Deinen entweiheten Armen ruhen! Morgen um diese Zeit, in diesem Thale, erscheinst Du mir zur ernsten Rechenschaft. Hier, wo Deine Schäferstunden verklangen, soll Deine Todesstunde schlagen. Kämeſt Du nicht, so würde Dich meine Rache und der Schimpf der Feigheit überall verfolgen!“

Die Schüld entbehrt immer des Muthes, der ein steter Gefährte des guten Bewußtseins ist.

Der Baron hatte Leben und Farbe noch nicht wieder gefunden; jetzt, als Leopold ihn losließ, stammelte er einige Worte, die eine trotzige Versicherung, sich zum morgenden Duell zu stellen, enthielten, und schnell trennten die verschiedenen Richtungen der Wege die Feindlichen.

Leopold's nächste Sorge war nun mit der Wahl eines Secundanten beschäftiget. In der ganzen Gegend war kein Edelmann, welchen zu solch einer Gefälligkeit aufzufordern, der Grad seiner Bekanntschaft mit dem umwohnenden Adel gestattet hätte, und einige alte Bekannte seines Vaters, die ihrer Gesinnung nach ihm diesen Dienst erzeigt haben würden, waren durch ihre Qualitäten dazu unfähig. Seine Verlegenheit stieg, die Zeit war gemessen, und schon fing er an, sich als zu rasch zu schelten, daß er dem Baron und sich selbst eine so kurze Frist gesetzt habe, doch als er vor dem Wirthshause, wo sein Bedienter auf ihn wartete, anlangte, war dieser Stein des Anstoßes bereits gehoben.

Vor dem ländlichen Gasthofe stand ein leichter, offener, ausgespannter Reisewagen, und vor demselben saß, als Hüter der Equipage, der kunstreich abgerichtete Pudel eines Regiments-Kameraden Leopold's. „Hektor! alter Hektor, du hier? Und wahrscheinlich dein Herr auch?“ rief der Letztere froh überrascht, und Hektor, die bekannte Stimme erkennend, wedelte mit dem Schwanze, wimmerte freudig, und hielt dennoch unabwendbar die klugen Augen auf die Sachen im Wagen fest. „Nun mein Hündchen, ich nehme dir nichts!“ sagte Leopold, den treuen Aufseher liebkosend, und in diesem Augenblicke trat der Herr des Pudels in die Thüre. „Alle Teufel, Hochstein! wie kommst Du hierher? Wir glauben, Du sitzest ruhig auf Deiner alten Felsenburg, während dessen treibst Du Dich lustig im Lande umher,

und bestehest Abenteuer. Sage, was bedeutet die Mummerei?"

Mit einem bittern Lächeln antwortete Leopold: „Ich habe eine Rolle in einem Trauerspiele übernommen, und bin so eben für die Besetzung einer zweiten ernstlich besorgt. Vielleicht würdest Du Dich dazu verstehen, mein guter Junge! Dich hat mir offenbar ein guter Engel zugesendet."

Der Officier schlug ein unmäßiges Gelächter auf. „Ein Engel? Ja, einer vom Blocksberge. Laß Dir erzählen, Hochstein. Ich war, wie Du weißt, zu meinem Oheim, dem Landrath Rollberg, gereist. Wir sind ganz vergnügt en famille zusammen, da meldet sich eine alte Tante an, eine grundböse Sieben, vor deren preßhafter Förmlichkeit alles Reißaus nahm, was nur irgend fortkonnte. Mich ladete der Schwiegersohn meines Oheims, der Forstmeister von Reichenbach, zu sich ein, und ich bin eben auf dem Wege dahin. Doch was spracheſt Du von Trauerspiel und dergleichen?"

Leopold, der wohl wußte, daß der Officier neben einer gewissen rohen Lustigkeit, die er für ein Vorrecht der Jugend und seines Standes hielt, den Ernst der Zuverlässigkeit bewahrte, entdeckte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit sein Vorhaben, und der Officier war sogleich willig, Leopold auf dem morgenden Waffengange zu secundiren. Die Unterhaltung der folgenden Stunden, die tollen Einfälle des Officiers, ließen Leopold nicht zu der Betrachtung kommen, daß dieser Tag der Vorläufer eines entscheidungsvollen und verhängnißschweren sei. Der kommende Morgen brach an. Langsam und schweigend ritten die Officiere nach dem Thale; dicht an demselben holten sie

einen jungen, stattlichen Mann zu Pferde ein, dessen Bedienter Waffen bei sich führte. Leopolds Gefährte begrüßte in dem Edelmanne einen Bekannten, und dieser stellte sich den beiden Freunden als Secundanten des Barons von Norwallen vor, den er bereits hier im Thale vorfinden solle. „Er ist wieder bei Ludmilla! War vielleicht die ganze Nacht bei ihr!“ dachte Leopold mit verbissenem Ingrimm, und dieser Gedanke spannte seine Sehnen und entflammte ihn zum Rächer der betrogenen Schwester. Man kam im Thale an; mit schamloser Stirne, im Anzuge seines Standes, trat der Baron aus dem Häuschen, ihm folgte der alte Weber, alle Zeichen der Furcht und Angst von sich gebend, und blieb mit gefalteten Händen in flehender Stellung vor der Thüre des Hauses stehen.

Der Standpunkt wurde gewählt, die Waffen bestimmt. Der erste Schuß streifte Leopolds Arm ein wenig, doch der zweite, welchen dieser verwundete Arm abbrannte, traf des Barons Brust, er sank leblos zu Boden. Ein gellender Wehlaut scholl aus dem Fenster des Weberhauses; Ludmilla, einem Schatten gleich, stürzte herbei, ihr folgte ein Wundarzt, dessen Anwesenheit sie mit einem schweren Geldopfer erkauft hatte. Man brachte den Baron in das Weberhaus; eine starke Blutspur bezeichnete den Weg, den er diesmal bewußtlos nahm. Der Husaren-Secundant schüttelte seinen Freund aus der dumpfen Betäubung auf, in welcher dieser vor sich hinstarrte. „Fliehe, lieber Hochstein!“ sagte er treuherzig, „Du siehest, Dein Schwager ist todt, oder wird es bald sein. Was willst Du noch hier? Dem Begräbnisse beiwohnen? Mache, daß Du fortkommst! Die Grenze ist nicht weit, und dieser Handel kann schlimm für Dich ausfallen; also gieb gutem Rathe Raum, und eile!“

Leopold von einer Idee in diesen Vorstellungen getroffen, fuhr hastig zusammen, rief seinen Bedienten, den treuen Hill zu sich, schrieb mit Beistift einige Worte auf ein Blättchen, und übergab dies dem Hill, daß er es nach dem Hochstein befördere, zugleich nannte er ihm den Ort über der Grenze, wo Hill ihn aufsuchen solle. Dann verließ Leopold befriediget, aber empört, das Herz von tausend marternden Empfindungen zerrissen, das Thal; auch die beiden Secundanten ritten nach einem Weilchen selbander fort, und nur der treue Hill blieb zurück, wartend, ob er der Unglückspost, deren Ueberbringer er sein sollte, nicht eine kleine Hoffnung beifügen könne. Nach einer Zeit von anderthalb Stunden trat der Wundarzt, ein freundlicher Mann höheren Alters, die Hand nachdenkend an die Stirne gelegt, vor die Thüre, und Hill demüthig ihm näher. „Herr Doctor," redete er ihn mit furchtsamer Höflichkeit an, „erlauben Sie mir eine Frage. Lebt der Herr Baron noch?" Der Wundarzt sah Hill scharf an, und antwortete: „Ja mein Freund, er lebt!"

Hill entgegnete mit angstvoll hervorgestoßenen Worten: „Und haben Sie Hoffnung, daß er gerettet werden könne?" Dem ehrlichen Burschen standen die Augen voll Wasser. Der Wundarzt bemerkte es. Mit tröstender Zuversichtlichkeit erwiederte er hierauf: „Mit Gottes Hülfe hoffe ich ihn herzustellen, obgleich der Schuß eine sehr gefährliche Richtung genommen hat. Doch dürfte die Cur langwierig werden, und die Folgen der Verwundung durch das ganze Leben hindurch fühlbar bleiben."

Hill hob noch einmal an: „Würden Sie wohl nach dem Verlaufe von drei Tagen diesen Ausspruch noch sicherer bestätigen können?"

Der Wundarzt antwortete: „Ja, mein Sohn! dann will ich Ihm noch genauere Auskunft geben.“ Da bückte sich der stolze Cavallerist, um dem Wundarzte die Hand zu küssen, und sagte: „Gott segne Sie und Ihre Kunst, Herr Doctor! In drei Tagen frage ich wieder zu.“ Und somit sprengte er von dannen.

Wir kehren einstweilen auf den Hochstein zurück. Dem alten Grafen waren in der bängsten Erwartung acht Tage verschlichen, und noch war keine Nachricht von Norwallen aus, oder von Leopolden an ihn gelangt. Er fühlte, wie dringend die Verpflichtung sei, Claudie, deren Körper- und Gemüthszustand höchst leidend war, zu schonen, und so verbarg er ihr mit großer Wachsamkeit über sich selbst, alle Befürchtungen, die ihn quälten. Am Ende dieser peinvollen Woche ward er von einem Gespräche mit seiner Tochter abgerufen. Claudie erschrak; ihr Gefühl weissagte ihr nichts Gutes, und mit zitternder Aengstlichkeit harrete sie der Rückkehr ihres Vaters, der lange ausblieb. Endlich kam er. Sein Gesicht war erblaßt, die Fassung, welche er behauptete, schien gewaltsam gewonnen zu sein, er bemühete sich mit sichtbarer Anstrengung, sie seinem unglücklichen Kinde gegenüber festzuhalten. Claudie warf sich an seine Brust, und rief: „Es ist ein Unglück vorgefallen, umsonst würdest Du es mir verbergen wollen! Ach! ich beschwöre Dich, laß mich die höchste der Martern, das langsame Vorbereiten auf einen tödtlichen Schmerz nicht empfinden! Betäube mich lieber bald durch den Schlag, der vielleicht ein mir theures Haupt getroffen hat!“

Claudiens richtige Voraussetzung erschütterte den gebeugten Vater. „Meine Tochter," sagte er matt, „wir sind jeden Augenblick in der Hand Gottes. —"

„Gott mein Gemahl! oder Leopold —" rief Claudie mit noch stärkerem Beben.

„Beide leben! so wahr als ich Dich liebe!" versicherte Graf Hochstein. Beruhiget entgegnete Claudie: „Nun, was konnte meinen starken Vater dann noch so erschüttern?" Der Graf fühlte wohl, daß er Claudie die durch Hill empfangenen Unglücksberichte nicht vorenthalten könne, und so sagte er: „Dein Bruder rächte Deine beleidigte Ehre, mein Kind, und fühlte in der Qual von mehreren Tagen, in denen er wähnte Ludwigs Mörder geworden zu sein, die Strafe für das verhöhnte Gesetz jener heiligen Worte: „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr!""

„O Ludwig! mein Gemahl! Ich muß sogleich zu ihm!" rief Claudie jammernd, und schwankte empor. Aber jetzt erfaßte eine heftige Erbitterung ihren Vater. Er sagte stolz und gebietend: „Du würdest Deinen Gemahl in den Armen seiner Concubine suchen, und von der Gnade dieser Creatur den Einlaß zu ihm erbitten müssen, und noch nie hätte eine Hochstein sich einer ähnlichen Unwürdigkeit schuldig gemacht. Sich selbst zu ehren, ist die Pflicht des Weibes wie des Mannes. Nein, Claudie, Du verlässest mein Haus nicht eher, bis Dein Gemahl sich wieder in Norwallen befindet, und sich aus den Zauberringen dieser gefährlichen Schlange losgewunden hat."

Diese Worte enthielten das richtigste Gleichmaß von Gift und Gegengift. Die Bestätigung ihrer längstgehegten Befürchtung von Ludwigs geheimer Verbindung mit Ludmilla aus zuverlässigem Munde erfüllte sie mit dem tiefen, stechenden

Schmerze gekränkter Rechte, getäuschten Vertrauens; aber die feste Entscheidung ihres Vaters weckte das Gefühl ihrer weiblichen Würde, und gab in demselben ihren Empfindungen eine sichere Stütze. Nur in geziemenden und anständigen Verhältnissen hatte Claudie sich zu bewegen gelernt, undenkbar wäre ihr daher ihre Stellung neben der strafbar begünstigten Ludmilla gewesen; und so empfahl sie im heißen Gebete Gott die leibliche und geistige Genesung des Verirrten, die ihr dann erlauben würde, zu ihm zurückzukehren, die milden Pflichten versöhnter Liebe an ihm zu üben, und ihm durch sanftes Vergessen früherer Verschuldungen das neugeschenkte Leben werth zu machen.

Zehn Tage, vielleicht die martervollsten, welche Claudie jemals verlebte, waren wiederum vergangen. Zweimal waren während dieser Zeit reitende Boten vom Hochstein aus nach Norwallen gesendet worden, um Erkundigungen nach des Barons Befinden einzuziehen, und die Antwort fiel beruhigend aus. Aber noch immer war der Baron im Weberhäuschen mit Ludmilla in der engsten Gemeinschaft. Jetzt ward ein dritter Bote abgesendet, und Claudie wählte dazu den alten vertrauten Kammerdiener ihres Vaters. Gern erfüllete Graf Hochstein die Bitte seiner unglücklichen Tochter um die Bewilligung zu dieser Gesandtschaft. Sie kannte die Treue des alten Dieners, seine Genauigkeit im Auffassen der Gegenstände, welche in den Kreis seiner Pflichten gehörten, das Anschauliche seiner pünktlichen Darstellungen, und sie glaubte, nur dann würde sie ruhig sein können, wenn sie aus dem Munde dieses Mannes den Stand der gegenwärtigen Ereignisse erfahren hätte.

Mit der nöthigen Instruction versehen, fuhr der Kammerdiener in einem bequemen Wagen ab, und kehrte nach

dem Verlaufe dreier Tage zurück. Aber Claudie zitterte doch vor banger, ahnender Erwartung, als man ihr sagte, der alte Drommes (so hieß der Kammerdiener) sei zurückgekehrt. Sie ließ ihn sogleich zu sich rufen. Der Alte erschien. Mit gesenktem Haupte und dem Ausdrucke der tiefsten Betrübniß in seinen Mienen beugte er sich demüthiger als jemals vor dem Lieblinge seines Herzens, der ihm in der heiligen Würde des unverdienten Unglückes erschien. Claudie betrachtete ihn eine Minute schweigend, dann sagte sie leise, kaum hörbar: „Drommes, bringst Du mir eine Todespost?“

„Wollte Gott!“ antwortete der Alte schmerzlich, „der Tod ist nicht das Schlimmste, meine gnädigste Gräfinn.“

Es fiel Claudie auf, daß Drommes, der streng an der Form hielt, sie so, und nicht Frau Baroninn nannte. „Und wie befindet sich mein Gemahl?“ fragte Claudie dringender.

„Der Herr Baron kehrten gestern Abend nach Norwallen zurück, und ich war Zeuge von seinem Einzuge.“

„O so erzähle, Drommes!“ rief Claudie und ihr Athem flog in heftiger Bewegung. Drommes sah die Erwartende in ängstlicher Verlegenheit an, dann begann er: „Als ich vorgestern Abend in Norwallen ankam, fand ich die Dienerschaft sehr unruhig und geschäftig, um Alles zur Ankunft des gnädigen Herrn Barons, welche am folgenden Tage erwartet wurde, vorzubereiten. Die Hausmeisterinn wies mir ein hübsches Stübchen an und machte sich ein Stündchen frei, um mich von dem Vorgefallenen genau unterrichten zu können.“ Ein tiefer Seufzer bildete den Gedankenstrich zu diesen Worten des alten Drommes und machte eine kleine Pause, nach welcher er fortfuhr: „Gestern früh gingen zwei

Wagen, und alle Bedienten zu Pferde, nach dem Schwarzgrunder Thale ab, und gegen den Abend kehrten sie zurück. Mir schlug das Herz, als ich den Zug langsam, wie einen Leichenconduct, die Straße heraufkommen sah. Der Arzt hatte jedes Geräusch, jedes neugierige Andringen, jeden Ausruf des Schreckens oder Schmerzes streng untersagt, daher war eine Todtenstille auf dem Schloßplatze, ungeachtet der vielen Menschen, die ihn erfüllten. Man hob den Herrn Baron in Betten aus dem Wagen, ihm folgte eine junge, schöne, blasse Dame. Es war, als sänke sie zusammen, da sie das Schloß ansichtig wurde, doch keiner der Bedienten eilte, sie zu unterstützen. Der Herr Baron befahl mit schwacher Stimme, daß seine Träger stillstehen sollten; er wendete das matte Haupt nach seiner Begleiterinn, die noch immer am Wagenschlage lehnte, und streckte die Hand nach ihr aus. So feierte das Fräulein an der Hand des Kranken seinen Einzug im Schlosse, aber kein Segenswunsch folgte ihm nach, und manches Auge netzte sich bei diesem Anblicke, und manche Lippe nannte mit Liebe und Verehrung den Namen Euer Gnaden. Ich hatte mich an die Thür gedrängt, um dem Herrn Baron ins Auge zu fallen. Er erhob den Blick, es däuchte mir, als erkenne er mich — doch wagte ich es nicht, ihn in diesem Augenblicke anzureden. O hätte ich es gethan! späterhin ward diese Gunst mir versagt. Dreimal ließ ich bitten, vorgelassen zu werden, indem ich der Ueberbringer mündlicher Nachrichten von Euer Gnaden wäre; dies Ersuchen ward mir unter dem Vorwande abgeschlagen, daß jede Gemüthserschütterung für den Kranken vermieden werden müsse. Das Fräulein, welches den Herrn nie verläßt, hatte bei der dritten abschlägigen Antwort meinem Beauftragten ein kleines Billet für mich an

Euer Gnaden übergeben. Hier ist es.“ Der Erzähler schwieg und überreichte mit einer tiefen Verbeugung Claudie ein dünnes, nur leicht befestigtes Blättchen, dessen Inhalt mit Bleistift, und den kaum leserlichen Zügen einer zitternden Hand geschrieben war. Claudie hatte mit mühsamer Haltung den Bericht des treuen Drommes angehört, und alles, was seine Blicke andeuteten und seine leisen Seufzer verhehlten, in richtiger Ahnung ergänzet und wohl verstanden. Jetzt fürchtete sie einen Zeugen ihrer zunehmenden Schwachheit und sagte: „Ich danke Dir, ehrlicher Drommes, für Deinen guten Willen! Doch verlaß mich nun, ich bedarf der Erholung.“ Der Alte warf einen besorgten Blick auf das Billet und zögerte mit dem Abgehen; doch Claudie lächelte ihm beruhigend zu, und als er das Zimmer verlassen hatte, entfaltete sie das inhaltschwere Blatt und las:

„Claudie!“

„Einst glaubte ich von Dir geliebt zu sein; es war ein Traum, ein Fieberwahn; ich bin erwacht, und weiß nun, mit welchem Gefühle Du mir Deine Hand gabst und an meiner Seite lebtest; ich weiß hingegen auch, wie wirkliche Liebe sich äußert, welche Opfer sie zu bringen vermag. Ich gelobte Dir mein Leben, Du wolltest mich dafür dem Tode weihen. Deine hohe Tugend gestattete dies; ein menschlich-fühlendes Weib würde dem verirrten Gatten verziehen haben. Ein neues Leben beginnt jetzt für mich, unsere Rechnung ist zerrissen, der geweihete Bund gelöst. Du wirst in den Armen eines geliebteren Mannes bald den Schmerz der wenigen Tage vergessen, in denen Du meinen Na-

men führteſt, und für jeden Seufzer, welcher dieſe Epoche Deines Lebens bezeichnete, fordere alles, was ich beſitze, zum Erſatz.

Ludwig."

Claudie hatte dieſe Zeilen geleſen, und wieder und noch einmal geleſen. Jetzt vergrößerten ſich die Buchſtaben zu wunderbaren, rieſigen Geſtalten; eine Todeskälte durchſtarrte ihr Inneres; ein bläulicher, immer dunkler werdender Nebel umflorte ihre Augen; ſchweres Glockenſummen tönte vor ihren Ohren, und eben als Graf Hochſtein, von Drommes herbeigerufen, in die Thüre trat, glitt Claudie regungslos auf den Fußboden. „Gott im Himmel!" ſchrie der Graf, in entſetzlicher Angſt und riß die Ohnmächtige empor, „was iſt hier geſchehen? Claudie! Geliebtes Kind! Erwache! O mein Herrgott! ſie athmet nicht mehr, ſie iſt todt!" Da ſeufzte Claudie leiſe und ſchlug die Augen auf. „Du lebſt, o meine Tochter!" rief der Graf in Entzücken und Schmerz, und warme Thränen der Freude bethauten Claudiens bleiches Geſicht. Man reichte ihr ſtärkende Arzneien, ſie nahm Alles, was man ihr darbot, ohne Widerſtreben, doch als ſie ſich ſo weit erholt hatte, um der Sprache mächtig zu ſein, bat ſie ihren Vater leiſe, daß er die Anweſenden entfernen möchte. Der Graf leiſtete dieſem Wunſche Folge. Claudiens Ohnmacht hatte den ruhigen Mann ſo aus ſich ſelbſt geſetzt, die Angſt der Minute, in welcher er die theure Tochter für todt hielt, zitterte, gemiſcht mit der Freude über ihre Rettung, ſo fieberhaft in ſeinem Herzen nach, daß er dieſe Gefühle in lauten, rührenden Verſicherungen ſeiner Liebe für Claudie ausſtrömte. Ein unheimliches Lächeln umſpielte Claudiens blaſſen Mund. „Mein Vater," ſagte

ste, und ihre Stimme drang aus einer zerrissenen Seele, „Du liebst mich heute, wer weiß aber, ob Du mich nicht morgen hassest? Des Menschen Liebe ist ein schwaches, wankendes Rohr, von jedem Luftzuge bewegt und verschieden gerichtet; wehe dem, der sich darauf stützet! Da lies! Dies ist der Lohn für meine Treue und für — — —" Claudie vermochte vor Wehmuth nicht weiter zu sprechen; die Vorstellung von der Größe des Opfers, welches ste dem verblendeten Gemahl gebracht hatte, löste ihre starren Empfindungen auf, und lindernde Thränen benetzten ihre Augen. Der Graf las. Sein Gesicht war der Spiegel einer gewaltsamen Erschütterung und des Entsetzens. „O Tugend, Du bist ein leerer Name! Sagte dies nicht schon Jemand einmal?" sagte er tonlos und mit einem Ausdrucke in seinem Wesen, vor welchem Claudie erbebte. Sie ermannte sich; die Verzweiflung des Vaters gab der Tochter allen Muth zurück und machte die Trostbedürftige zur Trösterinn. Eine himmlische Freudigkeit floß in ihre Seele, und sich plötzlich stark fühlend in unsichtbaren Hülfen erwiederte ste: „O mein Vater! Vergiß es nicht, daß der edle Brutus ein Heide war; uns, die wir Christen sind, würde solch ein Wort ziemen! — Gott wird ein zerschlagenes Herz nicht verachten! — — Auf Ihn verlasse ich mich, da Lieb' und Treue mich verläßt." Claudiens Blick strahlte in Thränen zum Himmel auf. „Ist es möglich," rief der Graf und drückte die heldenmüthige Tochter an sein Herz, „daß solch ein Augenblick noch wonnereich sein kann? So erhalte Dich denn, mein geliebtes Kind, Gott auf dieser Höhe des Muthes und lasse Alles, was jetzt auf Dich anstürmen möchte, tief unter Deiner Berührung bleiben!"

Der Graf hatte in stillen und besonnenen Ueberlegungen

Claudiens Erfahrungen während ihres kurzen Eheſtandes wohl erwogen, und gegen die gegenwärtige Lage der Dinge und gegen die Verhältniſſe der Zukunft geſtellt, in ſoweit dieſe voraus berechnet werden konnten. Er ſah jetzt ein, daß Claudie, als Ludwigs Gattinn, niemals das Glück finden würde und könnte, für welches ſie empfänglich war und das ſie ſo ſehr verdiente; daß dieſes Glück ihr ſelbſt dann noch fehlen würde, wann keine Ludmilla mehr die Störerinn deſſelben wäre. Daran gewöhnt, alle Ereigniſſe aus dem höheren Geſichtspunkte anzuſehen, von welchem aus uns das bunte Wechſelſpiel des Lebens im Zuſammenhange mit einem leitenden Willen erſcheint, erkannte er in Ludmilla's feindlicher Einwirkung auf das Schickſal ſeiner Tochter nur einen Spiegel, in welchem ſich die Schwachheit und Unzuverläſſigkeit des Barons zeigte, und der Grad der Verblendung, welche den Letzteren bethörte, das Juwel, das er in der ſanften, engelgleichen Claudie beſaß, zu verſchleudern, überzeugte ihn davon, wie wenig ſein Schwiegerſohn es werth ſei, ſolch einen Schatz zu beſitzen. Nach des Grafen, wie auch nach Claudiens Begriffen von der Heiligkeit des ehelichen Bundes, mußte beiden die Auflöſung deſſelben als etwas höchſt Erſchütterndes erſcheinen; und doch wäre nach des Barons eigener ſchriftlicher Aeußerung jeder fernere Verſuch, die ſchon geiſtig getrennte Ehe wieder zu binden, eine Entwürdigung für die ſchuldloſe und tief beleidigte Frau geweſen. So blieb alſo dem Grafen nichts übrig, als Claudie die Vorſtellung zu machen, daß eine baldige Gegenerklärung, welche die Einwilligung zur Scheidung enthalte, eben ſo dem Verlangen des Barons entſprechend als den Forderungen ihres Selbſtgefühls angemeſſen ſei. Claudie überließ vertrauend Alles ihrem Vater, und dieſer unter-

nahm in einer Stunde, in welcher er sich besonders stark dazu fühlte, dies schwere Geschäft, das seines Geistes Kraft so vielseitig in Anspruch nahm. Die Schrift war aufgesetzt, und meisterhaft gelungen. Die Würde der Schuldlosigkeit verschmolz in sanfte Schonung des Beleidigers; die Achtung für die Gesetze der Ehe litt nicht unter der Anerkennung, wie nothwendig die Auflösung der Ehe seiner Tochter sei; tiefer Ernst, sanfte Festigkeit und ein Ausdruck stillen Leidens, das, seiner Tröstungen gewiß, sich zu keiner Klage erniedrigt, adelte jedes Wort dieser Schrift und machten sie zu einer außerordentlichen Ausnahme von ihres Gleichen. Claudiens körperlicher Zustand ward mit jedem Tage bedenklicher, und bildete den schärfsten Contrast zu der ruhigen Fassung, in welcher sich ihr Gemüth fortdauernd zu behaupten schien. Der Graf hielt die anscheinende Ruhe seiner Tochter für zurückgehaltenen inneren Kampf, der seine Wirkungen in ihrer körperlichen Schwäche darthue, und ward jetzt ernstlich besorgt um sie. Er ließ einen geschickten Arzt holen. Der Arzt erschien. Nach Claudiens Beantwortung weniger an sie gerichteten Fragen sagte der erfahrene Mann mehr gegen den Grafen als gegen Claudie gewendet, deren zartes Gefühl er ehrte, daß die Kranke wahrscheinlich Mutter sei, und ihr Uebelbefinden von diesem Segenszustande ausgehe.

Eine hohe Rosenfarbe überzog bei dieser Erklärung Claudiens bleiches Gesicht, ein himmlisches Lächeln verklärte ihre gramvollen Züge und ein Ausdruck demüthiger Freude blickte aus ihren halbgesenkten Augen. Der Arzt hielt den Blick begeistert auf diesem jungfräulichen Gesichte der angehenden Mutter fest, welche ihm in diesem Augenblicke als eine Madonna erschien, und der Graf, den fremden, mit

allem Vorgefallenen unbekannten Zeugen vergessend, schloß Claudie entzückt in seine Arme und sagte: „O meine Tochter! Siehest Du, wie reich Gott ist in Entschädigungen für würdig getragene Leiden? Er spricht zu Dir in dem Genuß des höchsten menschlichen Glückes: in Mutterfreuden!“

Diese Ansprache brachte Claudie zu einem scharfen Bewußtsein ihrer Lage; schmerzlich erwiederte sie: „Mein Kind ist vaterlos, ehe es noch das Licht der Welt erblickt!“

„Nein,“ entgegnete der Graf, „es ruhet an einem Vaterherzen, von welchem die rührendste Treue eines menschlichen nur ein schwacher Abglanz ist!“

Der Arzt trat in ein Fenster und trocknete die Augen, in welche seit langer Zeit keine Thräne mehr gekommen war. Graf Hochstein hatte in der, seinem Schwiegersohne gegebenen Erklärung, in Claudiens Namen jede Ersatzerbietung abgelehnt. Die Art und Weise, in der dies geschehen war, sprach mehr die Uneigennützigkeit der Verschmäher und die Ansicht derselben aus, daß Vorenthaltungen des Herzens durch kein Gold und Gut aufgewogen werden können, als daß sie eine stolze Verachtung der dargebotenen Entschädigungen verrathen hätte. Drei Wochen waren vergangen, seit jenes Schreiben nach Norwallen abgegangen war, als die Entdeckung von Claudiens Hoffnungen eine Aenderung der bereits geschehenen Erklärung nothwendig machte. Der Graf schrieb abermals an den Baron und meldete ihm Claudiens Zustand, mit dem Verlangen, daß der Letztere dies Kind in aller Form anerkennen und ihm die Rechte zusichern solle, welche demselben gebührten. Mit Befremdung sah Graf Hochstein die Antwort auf dieses Schreiben ausbleiben; endlich kam sie.

Obwohl mit festerer Hand, als jenes unglückliche Billet

geschrieben, zeigte Styl und Ausdruck dieses Briefes ungleich weniger geistige Entschiedenheit. Krankhafte Rührung, ein aufgeschrecktes Bewußtsein, Furcht, Angst und Liebe spielten in den verschiedensten Farbenstrahlen durch den Inhalt dieses Schreibens, und kaum vermochte der Graf die Pointen desselben klar aufzufassen. Graf Hochstein fand nach mehrmaliger Lesung des Briefes es für räthlich, den Inhalt davon Claudie nur durch mündliche Ueberlieferung mitzutheilen, und so sagte er ihr denn, daß der Baron sein Kind gerichtlich anerkannt habe und ihm ein reiches, beinahe fürstliches Erziehungsgeld jährlich zu Capital schlagen lassen wolle. Hatte Claudie eine Ahnung davon, was ihr Vater ihr aus Schonung verschwieg? Wehete der Geist jenes Briefes sie selbst noch aus der umschriebenen Mittheilung an? Sie brach in Thränen aus und sagte mit tiefem, herzzerreißendem Jammer: „Ach! warum muß das schwerste Wort, welches die Sprache faßt: Scheidung! so erdrückend auf meinem Leben ruhen?“

Wir überlassen jetzt Claudie den zarten Tröstungen ihres Bewußtseins, der freundlichen Zusprache ihres weisen Vaters, und vor allem der unsichtbaren Hand guter Geister, die den Unglücklichen in Schutz nehmen, daß er nicht in seinem Gram versinke, und ein gebrochenes Herz sanft mit dem Leben verbinden — und wenden uns zu dem Baron, welchem solche Aufrechthaltungen fehlen.

Aus todtähnlicher Betäubung, von starkem Blutverlust auf das Aeußerste erschöpft, erwachte der Baron auf Ludmilla's Lager, wohin man ihn, vom Duellplatze aus, getragen hatte. Er fühlte die stechenden Schmerzen der tiefen Brustwunde und die Annäherung des Wundfiebers, dessen Stärke die heftigen Leidenschaften verdoppelten, welche ihn

seit längerer Zeit beherrscht hatten. Ludmilla's gespenstisch-bleiches Bild verwebte sich in die wirren Gestalten seiner Fieberträume. Endlich errang die Kraft seiner Jugend, das Bemühen der Kunst und Pflege den Sieg über die drohende Gefahr; er erkannte sich und seine Umgebungen wieder, und Ludmilla's freudige Ausrufungen und des Chirurgus frohes Bestätigen seiner Lebensrettung drangen klar und verständlich zu seinem Gehör. Sein Erinnerungsvermögen war noch zu geschwächt, um die Geschichte des Vorgefallenen treu abzuspiegeln, und nur wie ein trüber, dämmernder Gedanke, schwebte Claudiens Bild in weiten Fernen an seiner Seele vorüber. Ludmilla, welche Tag und Nacht nicht von seinem Bette wich und mit angstgeschärftem Auge jede seiner Bewegungen bewachte, war daher der einzige Gegenstand der seine schwache Theilnahme beschäftigte. Der leidenschaftliche Reiz, der ihn früher an sie gezogen hatte, war durch die Abspannung der Krankheit, durch die Wirkung der gefährlichen Wunde, all' seiner Kraft beraubt worden, an dessen Stelle aber die verpflichtende Wahrnehmung getreten, wie aufopfernd er von Ludmilla geliebt sei, während Claudie, wie er wähnte — ihn herzlos dem Bruder zu überantworten und dann zu vergessen vermochte. „Ludmilla!" sagte der Baron in einer einsamen Minute zu seiner Pflegerinn und reichte ihr die matte Hand, „ich habe Dein Herz erkannt und will es belohnen. Niemals werden wir uns mehr trennen!" Ludmilla zitterte vor der so nahen Erfüllung ihrer kühnsten Hoffnungen; der Wunsch, diese Erklärung noch näher erläutert zu hören und eine Regung des Gewissens hauchten Claudiens Namen auf ihre Lippen.

„Claudie?" wiederholte der Baron und legte die Hand leise stöhnend auf die wunde Brust, als habe der Klang

dieses Namens ihm stärkere Schmerzen erregt und sagte: „Das ist vorüber, auf ewig vorbei. Hätte sie mich geliebt, wie Du mich liebst — — —“ er schwieg und versank in finsteres Hinbrüten. Endlich erklärte der Chirurgus, daß der Baron so weit sei, um die Reise nach seinem Gute, in einem bequemen Wagen mit der gehörigen Vorsicht unternommen und durchgeführt, ungefährdet wagen zu können, und sogleich gingen seine Bedienten nach Norwallen ab, um alles Nöthige zu diesem Transport vorzubereiten.

Am Vorabende des zur Abreise bestimmten Tages knieete Ludmilla vor dem Lehnstuhle, auf welchem, in Betten gehüllt, der Kranke saß; ihr dunkler Lockenkopf schmiegte sich in die weißen Kissen, auf denen seine Hände lässig ruheten. Der Baron sprach von der morgenden Reise und wie er den Weber und dessen Frau belohnen wolle. Ein Strahl von Lebenslust und Regsamkeit entglomm in seinen Augen. Ludmilla schauete fragend zu ihm auf. „Was aber wird aus mir? Du willst, ich soll Dich begleiten, Ludwig! Doch sage selbst, müßte ich nicht sterben, fände ich Claudie dort, oder würde getrennt von Dir? Der Hohn Deiner Leute wird mich verfolgen, unser Verhältniß ist bekannt, und wohin ich mich auch wende, wird Verachtung mir begegnen.“

„Ludmilla,“ antwortete der Baron unwillig, „fast scheint es, als ob der bloße Gedanke an Norwallen Dich in einen Quälgeist für mich zu verwandeln vermöge. Wie oft soll ich es Dir noch wiederholen? Du geheſt mit mir, und Niemand wird es wagen, Dich nachlässig zu behandeln. Sobald ich mich kräftig, oder durch einen Umstand dazu gedrängt fühle, gebe ich Claudie frei und zweifle nicht, daß sie den Vorschlag zur Auflösung unserer Ehe dankbar annehmen werde; dann gehet die Scheidung vor sich, und die

Stunde, in welcher ich die obrigkeitliche Genehmigung dieser Trennung schriftlich erhalte, giebt Dir den Namen meiner Gattinn."

Nach dieser deutlichen Erklärung war Ludmilla des Besitzes ihres vermeintlichen Glückes sicher, und nur Claudiens störendes Erscheinen, das Anregen des ehemaligen Einflusses derselben auf den Baron war noch zu fürchten. Man denke sich demnach Ludmilla's starren Schrecken, als sie vernahm, der Kammerdiener des Grafen Hochstein sei anwesend und begehre den kranken Herrn zu sprechen. Alles war für sie verloren, sobald dies Gesuch gewilligt würde. Sie stellte dem Chirurgus die Sache vor, aber in ein falsches Gewand gekleidet, in welchem Claudie als die Veranlasserinn ehelicher Mißhelligkeiten, als die Urheberinn jenes Duells erschien, und der Chirurgus, welcher Ludmilla als einen Engel der aufopferndsten und liebevollsten Theilnahme erkannt hatte, fand keine Ursache ihrer Aussage zu mißtrauen. So schlug er denn, von der ihm fälschlich beigebrachten Meinung bestimmt, Drommes' Forderung in der Ueberzeugung ab, dem Baron verdrießliche Mittheilungen und Anregungen erspart zu haben. Als am Abend dieses Tages Ludmilla an Ludwigs Lager saß und dem Kranken, der in tiefem Sinnen schwieg, Rede abzugewinnen suchte, richtete er sich auf einmal in die Höhe und sagte: „Das Gefühl einer außerordentlichen Schwachheit ließ mir heute alle Gestalten nur als matte, dämmernde Traumbilder erscheinen; so war es mir auch, als sähe ich unter ihnen den alten Drommes vom Hochstein, und in meiner Erinnerung haftet nichts, als der Blick, mit welchem er mein Auge zu suchen schien; offenbar war aber wohl diese Erscheinung nur eine Täuschung meiner Phantasie?" Der Baron blickte nach diesen Worten fragend

zu Ludmilla auf. Diese erschrak. Sie wagte es jedoch nicht, den Baron zu hintergehen, und besaß Gewandtheit genug, das leise Regen von Empfindungen, welche durch ihr heftiges und ausdauerndes Bemühen so lange unterdrückt gehalten worden waren, zu ihren Zwecken zu benutzen. Sie entgegnete: „Du irrtest nicht, Drommes ist hier, und wahrscheinlich in der Absicht, seine Gebieterinn anzumelden, die nun wohl nicht mehr lange ausbleiben dürfte.“

Der Baron verwechselte schnell die Bestürzung über Ludmilla's ausgesprochene Vermuthung, mit der Abneigung dagegen, sie erfüllt zu sehen. Nach allem Vorhergegangenen mußte nun etwas Großes, Außerordentliches geschehen, um die beleidigte Claudie zu versöhnen, und dies konnte in nichts Angemessenerem bestehen, als in Ludmilla's ewiger Entfernung, in dem gänzlichen Lossagen von ihr. Nach den Ansichten des Barons war dies ihm von Allem das Unmöglichste. Ludmilla sollte er aufgeben, die nur in ihm athmete und lebte? Sie, die sich so lange von der Welt und allen Freuden derselben geschieden hatte, um ihm allein anzugehören, sollte er Claudie aufopfern, welche das Recht der Gattinn mit kalter Strenge, und wie er wähnte — liebeleer behauptete? Dann konnte er den Gedanken vor innerer Empörung nicht ausdenken, lebenslang in der Demüthigung eines Begnadigten sich der Schuldlosigkeit Claudiens gegenüber zu fühlen, und so sah er sich durch die Stellung der Umstände zu der Nothwendigkeit gedrängt, sich von Claudie trennen zu müssen. „Nein!“ rief er, „dies kann und wird nicht geschehen! Reiche mir Papier, Ludmilla, und jenes Etui, worin ein Bleistift sich befindet.“ Ludmilla gehorchte schnell, und der Baron schrieb nun jenes Billet, welches unsere Leser bereits kennen.

Während seine Hand die Worte zeichnete, deren jedes eine Scheidewand zwischen ihm und Claudie aufführte, flüsterten in seinem Herzen leise, heilige Stimmen der Warnung, aber der Irrthum hielt ihn verblendet, die Leidenschaft befangen, die Schwäche in ohnmächtigem Ermatten, und so entschied er über das fernere Geschick seines Lebens. Als aber das Billet durch Ludmilla an den alten Drommes übergeben worden und der bis jetzt in den Tiefen der Seele gehegte Wille nun in Handlung übergegangen war, da fühlte der Baron eine Erschöpfung, wie er solche niemals früher empfunden; er sank mit geschlossenen Augen in die Kissen zurück, und ein heftiger, sich bald darauf zeigender Rückfall des schon besiegten Wundfiebers regte die Hülfsthätigkeit des Chirurgus und Ludmilla's ängstliche Besorgnisse aufs neue an.

Mehrere Wochen vergingen, ehe die Kräfte des Barons wieder auf den Grad gestiegen waren, wo sie bei seinem Einzuge in Norwallen gestanden hatten; aber es schien, als ob sein Gemüth an unheilbaren Wunden blute. Seitdem er sich wieder in Norwallen befand, hatte sich auch seine Ansicht des Verhältnisses zu Ludmilla verändert. Der leidenschaftliche Rausch, welcher ihm in dem engen Raume des Weberhäuschens alle Rücksichten auf Lebensruhe, häusliches Glück, Anstand und Sitte vergessen ließ, war dem unbehaglichen Gefühle jener Nüchternheit gewichen, in welchem man sich begangener Thorheiten schämt, ohne den Muth in sich zu fühlen, sie einzugestehen. Der Zauber, welcher ihn dort umstrickt hatte, zerfloß hier vor der Einwirkung einer höheren Kraft, vor dem stillen Wehen von Claudiens Geiste. Man hatte den Baron in sein Schlafzimmer gebracht, doch eben darum den Platz für seine Ruhe übel gewählt; hier

konnte er sie nicht finden, hier konnte er nicht genesen. Oft wendete er das Auge von Ludmilla's liebeflehendem Blicke hinweg, auf Claudiens einsames Lager, wo er sie in tiefem Frieden schlummern gesehen und zuweilen ihr frommes Gebet belauscht hatte. Er betrachtete die durch seine Schuld vereinsamte Schlummerstätte mit der wehmüthigen Sehnsucht eines Sünders, der sich in den ersten Regungen der Reue von der Gemeinschaft der Heiligen ausgeschlossen glaubt. Jetzt kam das Antwortschreiben des Grafen Hochstein. Obgleich es die gewünschte Einwilligung zur Scheidung enthielt, und diese Einwilligung in Worten abgefaßt war, welche durch ihre sanfte Festigkeit, durch ihre würdevolle Unumstößlichkeit jeden Gedanken an eine Abänderung dieses Vorhabens ausschlossen, so wirkte sie grade dadurch erschütternd auf den Baron. Nun, da Claudie aufgegeben, auf ewig für ihn verloren war, fühlte er erst ihren vollen Werth, und ermaß in einem Weh ohne Gleichen den Umfang des stillen, häuslichen Glückes, dessen er sich für immer beraubt hatte. Doch diese Schmerzen waren nur der Anfang seiner Strafe, ein noch härteres Gericht erwartete ihn. Hundertmal überwallete ihn der Vorsatz, nach dem Hochsteine zu reisen, sich Claudie und ihrem Vater zu Füßen zu werfen — sich Verzeihung zu erflehen, und durch ein neugebornes Leben des verscherzten Kleinodes würdig zu machen. Aber dann versenkte ihn ein Blick auf Ludmilla, welche bleich und finster umher schwankte und sichtlich an den Folgen der gehabten körperlichen und geistigen Anstrengungen litt, in die Tiefe der Hoffnungslosigkeit. „Soll ich ihr für Liebe den Tod geben?" sagte er, im drückenden Gefühl seiner Verpflichtung. „Und wenn jener Versuch mißlänge und Claudie die Hand, welche sie verstieß, fernerhin verschmähete, würde dann mein Elend nicht noch

durch bittere Beschämung geschärft? Nein, nein! So will ich mich wenigstens nicht des einzigen Trostes berauben, der mir noch übrigt, einmal in meinem Leben gerecht gewesen zu sein. Ludmilla werde mein Weib und ein früher Tod mein Erretter!“ In einer Stunde, in welcher sich die Ueberzeugung von der Unentfliehbarkeit, mit der dieses Schicksal auf ihn andringe, sich recht fest in ihm gestellt hatte, ließ er einen Rechtsgelehrten zu sich kommen. Der Gerufene erschien am folgenden Tage, und der Baron trug ihm mit dem Aufwand seiner ganzen Geistesstärke die Scheidungsangelegenheit vor und übergab ihm die, zu diesem Behufe aufgesetzten Schriften. Der Rechtsgelehrte hörte, las und schüttelte befremdet den Kopf. Endlich meinte er, die Sache würde in kurzer Zeit beendiget werden, da beide Theile in dem Willen sich zu trennen einig wären, und keiner irgend einen Anspruch an den Andern mache. Diese Erklärung vernichtete die letzte, leise Hoffnung des Barons; er hätte geglaubt, es würden der Trennung Schwierigkeiten entgegengesetzt und dadurch Zeit und vielleicht Mittel gewonnen werden, Alles anders zu gestalten. —

Nach einiger Zeit langte der zweite Brief des Grafen Hochstein, in welchem dieser dem Baron Claudiens Hoffnungen meldete, an. Alles, was die Freude Erregendes, der Schmerz Stechendes, das Entzücken Betäubendes und das Gefühl der Schuld Qualvolles hat, drang in dieser Nachricht mit Messerschärfe in das Herz des Barons. „O Gott, Gott! wie unglücklich, wie unsäglich elend habe ich mich gemacht!“ rief er mit klangloser Stimme und legte die Hände vor das todtenbleiche Gesicht und bedeckte die wildumherrollenden Augen. Claudie! Du verstoßene Mutter meines Kindes! — Warum kann ich in diesem Augenblicke nicht den

Saum Deines Gewandes küssen und vor der Milde Deines Blickes hinsterben in Wonne und Leid? Während ich in sinnloser Verblendung umhertaumelte und das theure Weib treulos verrieth, würdigte mich der Himmel durch dasselbe des höchsten menschlichen Segens!" Dieser Ausruf der Heftigkeit, mit welcher der Baron zu sich selbst sprach, hatte Ludmilla aus einem Nebenzimmer herbeigezogen; doch fast unwillig wendete der Baron das Auge von der Eintretenden ab. Die heilige Allgewalt der ersten Vaterempfindung sprengte die letzte Fessel der Sünde, und Ludmilla war ihm nun nichts mehr, als ein Gegenstand seiner mitleidigen Sorge, seiner Dankbarkeit.

O Claudie, Du bist gerächt und Leopolds Fluch gehet in Erfüllung! Claudiens stillvergossene Thränen, ihre geduldig ausgehauchten Seufzer haben sich in Geister verwandelt, welche den Urheber derselben bang und ängstigend umgeben, seine Tagesfreuden stören, seinen nächtlichen Schlummer verscheuchen und seinem Andenken Deine Liebenswürdigkeit in himmlischer Glorie, Deine Tugenden in schimmernder Verklärung zeigen!

Während Claudie, von allen äußeren Umständen dazu berechtiget, wähnte, daß sie ganz von dem Manne vergessen sei, der so an sie zu schreiben, sie, die nichts gegen ihn verbrach, so kalt aufzugeben vermochte, während sie ihn in der innigsten Herzensgemeinschaft mit Ludmilla wähnte, war sie nie heißer von ihm geliebt, nie sehnsüchtiger von ihm begehrt, nie glühender von ihm verehrt worden, als eben jetzt, war ihm Ludmilla nie so fremd, er Claudie nie treuer gewesen. Defterer stehet, wie in diesem Falle, in scharfem Widerspruch, wie der Mensch denkt und fühlt und wie er handelt. Unfreiwillig reißt ein Herz von dem andern im

Drange der Verhältnisse ab. Aber die Folgezeit löset alle Räthsel, und endlich erscheint ein Tag der Klarheit, wenn sich sein Osten auch erst über dem Dunkel des Grabes röthet. Darum sollte der arme kurzsichtige Mensch seinem Beleidiger weder zürnen, noch ihn richten. Darum ist Liebe und Segen nur unser einziges, nie irrendes Urtheil, welches die Stimme des allwissenden Gottes tief in unserer Seele spricht. Wir wissen nicht, wie stark die Versuchung war, wie aufrichtig die Reue ist, dessen, der uns kränkte! Wir kennen nur die eigene Schwäche.— Und so ist die Kraft in Demuth zu verzeihen, die größte; denn nur der Himmel vergiebt! —

Drei Monate waren verstrichen, deren Frühlingspracht von dem Baron ungesehen gekommen und verschwunden war. Wie ein Automat lebend, empfand er in dieser wohlthätigen Stumpfheit seiner Gefühle weder die Schönheiten der Natur, noch seine gänzliche Vereinsamung von den Menschen, welche ihn jetzt als einen Geisteskranken eben so ängstlich flohen, als sie ihn früher angelegentlich gesucht hatten. Da empfing er von der obrigkeitlichen Behörde, welche das Richteramt verwaltete, den Scheidebrief seiner Ehe. Mit stieren Augen betrachtete der Empfänger das Riesensiegel; seine Lippen zuckten, seine Hände bebten, als er es löste, und kalt, wie der Tod, wenn seine Sense Lebensfäden zerschneidet, die ein stillstehendes Herz an das ängstlichklopfende des Zurückbleibenden binden, trennete der Ausspruch des Gesetzes das, durch das innigste Verhältniß der Natur festgeknüpfte Band. „Geschieden!“ stammelte er leise und es schien, als habe er die letzte Kraft seiner Seele in diesem einzigen Worte ausgehaucht. Darauf verschloß er sich in sein Cabinet und verließ es erst am Abend wieder, bleich, matt, einem Ster-

benden gleich. Er sendete an den Prediger des Dorfes die schriftliche Aufforderung zur Proclamation seiner Verbindung mit Ludmilla und alle dazu gehörigen Notizen; doch als an dem folgenden Sonntage, wo diese Statt haben sollte, die Glocken zur Kirche riefen, in der sein Name in solcher Beziehung genannt werden sollte, da warf er sich in den Wagen, und fuhr weit in die Ferne hinaus, um diesen Tönen zu entfliehen.

In stiller Emsigkeit traf der Baron jetzt Anstalten zu einer großen Reise, und diese Anordnungen waren es, welche seit langer Zeit zum ersten Male ihm wieder ein leises Geschäfts = Interesse abgewannen. Uebrigens zeigte er eine fühllose Gleichgültigkeit gegen alle Angelegenheiten des Lebens. Der dritte Sonntag des Aufgebots erschien; in der Abendstunde desselben Tages sollte die Trauung des Barons geschehen. Einige Stunden vor der Ceremonie trat Ludwig in das Zimmer der Braut, welche schmucklos und in Thränen schwimmend, in einem Winkelchen saß und bei seinem Eintritte ihr Gesicht tief in das feuchte Taschentuch verbarg. Lange stand er vor ihr, sie stumm betrachtend, dann sagte er weich: „Ludmilla! Du weinst? O dieser Anblick thut meinem Herzen wohl! Thränen ziemen der ernsten Feier dieser Stunde! —" Ludmilla wollte antworten; sie vermochte es nicht, nur einzelne, unverständliche Laute unterbrachen ihr heftiges Schluchzen. Der Baron fuhr fort: „Ich will ganz wahr sein gegen Dich, Ludmilla, höre mich mit möglichster Fassung an. Du hast mir Deine Ehre, Deinen guten Namen geopfert; zum Ersatz dafür, wenn anders für den Verluft dieser unersetzbaren Güter ein Ersatz gedenkbar ist — gebe ich Dir heute den Namen meiner Frau und stelle dadurch Dein Verhältniß zu mir unter den Schutz der Recht=

mäßigkeit. Du hast mich geliebt, Ludmilla!“ Der Baron legte bei diesen Worten seine Hand mit einer schmerzenden Bewegung auf die vernarbte Brust und fuhr mit sichtbarer Anstrengung fort, „und dieses Gefühl mit allen Beweisen beurkundet, welche die kühnste menschliche Forderung heischen dürfte. Dafür habe ich nun, um Dich für Deine Treue belohnen zu können, mein höchstes Lebensglück, meine irdische Seligkeit, meine himmlische Hoffnung aufgegeben und so meine Schuld bezahlt. Meinst Du nicht, Ludmilla? — Aber jetzt muß ich fort, um in der Ferne Ruhe zu suchen. Weil ich Dich liebe, verstehe dies Wort nicht in gewöhnlicher Bedeutung — fliehe ich vor Dir, weil ich sonst, o ich fühle es mit Angst! Dich hassen lernen würde; weil ich gerecht gegen Dich zu bleiben wünsche, verkürze ich ietzt scheinbar Dein Anrecht an mich und trenne mich auf lange Zeit von Dir. Aber ich lasse Dir ein Pfand meiner Achtung, meines Vertrauens zurück: die Sorge für meine Unterthanen. Dein gütiges Herz, Ludmilla, wird es die Armen vergessen lassen, daß der, welcher ihnen Schutz und Hülfe zu geben schuldig ist, selbst trost- und stablos in der Ferne umherirret. Denke, ich sei gestorben; auch bin ich es ja; denn mein besseres Wesen ist todt, und heilig sei Dir daher mein Vermächtniß. Mache mich durch die erschöpfendste Erfüllung dieser Verpflichtung des einzigen Heils theilhaftig, das mir noch auf Erden erblühen kann: der Mitfreude an fremdem Glück, zu dessen Begründung ich mittelbar, oder unmittelbar beitragen könnte.“

Ludmilla sank gelobend an seine Brust, und jetzt ward der Geistliche gemeldet. Der Prediger des Ortes, ein würdiger, aufgeklärter Mann, war plötzlich erkrankt und die Trauung fiel einem seiner benachbarten Amtsbrüder zu.

Dieser, durch das tausendzüngige Gerücht von den Vergehungen des Barons, und dessen Scheidungsgeschichte in Kenntniß gesetzt, gerieth in die peinlichste Verlegenheit, einen so schwierigen Amtsfall behandeln zu müssen. Er wollte den Schein der Heuchelei und Menschenfurcht vermeiden und doch den Baron nicht beleidigen; die Trauung ward daher zu einem Gallimathias. — Mit ängstlicher Sorgfalt vermied er die Anwendung der Worte, von welchen er glaubte, daß sie dem Baron verletzend sein müßten, sprach von der Nothwendigkeit sich gegenseitig nicht zu beschränken und war nahe daran, den Treubruch zu vertheidigen. Der Baron fühlte in dieser martervollen Stunde, daß das innere Bewußtsein der Schatz Gottes sei, den wir nicht veräußern können. Das Gefühl der Schuld, selbst einer fremden — macht auch die Sprache arm. Der Geistliche ward mit einem reichen Geschenk entlassen. Als nun der nächste Morgen erglänzte, rollte der Baron in seinem Reisewagen davon. Er nahm nur wenig Gepäck mit sich; (denn das innere Elend wiegt schwer genug!) Die junge Frau feierte den ersten Flittertag ihrer Ehe in öder Vereinsamung und mit einem reichen Thränenopfer.

So war Ludmilla nun Baroninn von Norwallen, die Gattinn des geliebten Ludwigs und also an einem Ziele, welches ihr vor Jahresfrist noch als das beneidenswertheste und unerreichbarste erschien. Doch war sie in dem, durch unrechtmäßige Mittel gewonnenen Besitz nun wirklich glücklich? Wir wollen sehen.

Unmöglich konnte es Ludmilla entgehen, wie sehr der Baron sich in seinem Benehmen gegen sie geändert habe, seitdem er sich wieder in Norwallen befand, und je weniger sie sich zu sagen wußte, worin eigentlich die wahrzunehmende

Veränderung bestehe, um desto mehr empfand sie dieselbe. Es war nicht jener Ludwig mehr, welcher im Weberhäuschen so glühend strebte, Ludmilla für süße, wolluſtreiche Opfer zu belohnen und ihr heißes Gefühl in genügender Erwiederung zurückgab, es war Claudiens Gatte, der jetzt der Macht gewohnter Fesseln wieder anheim gefallen, jede liebende Annäherung von ihr nur mit scheuer Furcht duldete und mehr vermied, als veranlaßte. Wie durch einen geheimen Mechanismus hatte sich plötzlich ihr Verhältniß zu dem Baron verschoben, und die Unsicherheit ihrer Stellung wohl fühlend, weder in noch außer sich einen Halt erblickend, ward ihr eigenes Benehmen mit jedem Tage schwankender. Die Wahrheit des Sprichwortes: „Gut giebt Muth," dürfte zunächst auf die Liebe, das Höchste der Güter, Anwendung leiden.

Wenn man annehmen darf, daß die Gewißheit, aus den hellesten Gesichtspunkten betrachtet, mit bestochener Gunst beurtheilt, mit einem Wort: geliebt zu werden, nicht allein mit Sonnenwärme jede Liebenswürdigkeit entfalte, und auch den schüchternsten Naturen jene siegreiche Sicherheit aneigne, welche schwerlich des gewonnenen Herzens verlustig gehet, so ist es im entgegengesetzten Falle nicht weniger wahr, daß Zweifel an der liebenden Gesinnung, die uns über Alles werth und theuer ist, oder Furcht, sie einzubüßen, uns den Feinden unseres Glückes überliefern, weil wir uns selbst verloren geben. Kälte, die wir im Gemüth des Andern ahnen, wirkt zusammenziehend, wie der Frost, und das Mißtrauen ist der dichteste Schleier, der die Erkenntniß hindert und die schönsten Vorzüge dem Auge des Geliebten verbirgt. Wer hätte wohl in der schweigsamen, liebestechen Wärterinn des unfreundlichen Ludwigs die glänzende Ludmilla erkannt, welche in einer nicht längst entschwundenen Periode mit

stolzem Lächeln jedes tieferen Gefühls spottete! Das Feuer, welches sonst Ludmilla's blühende Gestalt belebte, war erloschen und eine Mattigkeit an dessen Stelle getreten, die jeder, der ihre Lebensweise kannte, als die Folge zügelloser Leidenschaften ansah, und daher diesem Ausdrucke der Schwäche Theilnahme versagte. Ihre kecke Zuversichtlichkeit war erstorben, und das ihr ganz fremde Gefühl einer bangen Zurückhaltung, eines ängstlichen Fürchtens, hängte sich lastend an jedes ihrer Worte, drückte jede ihrer Bewegungen. Sie vermochte es nicht, den Blick hoffend auf die Zeit zu richten, wo Ludwig ihr Gemahl sein würde; denn blieb sich seine jetzige Stimmung gegen sie gleich, so war sie am Ziele ihrer Wünsche noch unglücklicher als damals, wo die beneidete Claudie ihren Platz einnahm. Auch jetzt noch war die tiefbeleidigte Entfernte ein Gegenstand ihrer schmerzlichen Mißgunst. Mit angstgeschärftem Auge nahm sie wahr, daß der Baron oft träumerisch vor sich hinstarre, daß er Blicke voll heißer Sehnsucht auf Claudiens Nähtisch, auf jedes Geräth warf, welches sie durch den Gebrauch geheiliget hatte, ja, daß er einstmals ihren Fingerhut an seine Lippen preßte, mit einer Inbrunst, wie der Gläubige die Reliquie eines Märtyrers.

Ludmilla's Zustand war jetzt wirklich bedauernswerth. Sie hatte den letzten Zweck all ihres Strebens erreicht, aber das Ziel hatte sich verwandelt; statt der erwarteten Freude, der verheißenen Wonne, fand sie eine sich stündlich erneuernde Seelenquaal. Da ihre Liebe für den Baron wirklich nicht ohne Edelmuth war, so mußte es herzzerreißend für sie sein, zu bemerken, daß ihn die Trennung von einer Gattinn unglücklich mache, deren sie ihn beraubt hatte, und gern hätte sie ihn jetzt ganz und gar aufgegeben und sich in

eine Wüste verborgen, ohne die Hoffnung, ihn jemals wiederzusehen, hätte sie sich nicht schuldig und zu muthlos gefühlt, um ihm diesen Vorschlag zu machen. Sie ward jetzt durch die Eigenthümlichkeit ihrer Situation, durch das Innewerden, wie falsch die Berechnungen der Leidenschaft seien, und wie aus der Saat des Unrechts nur Elend und Jammer entsprießen könne, zu Betrachtungen und Folgerungen geführt, welche sie bis dahin noch nie gemacht hatte, und in dieser Flammenpein wehete sie die Ahnung von der stillen Seligkeit, welche die Tugend ihren Verehrern unter allen Umständen gewährt, mit lindem Himmelsodem an. Diese Ueberzeugung hatte sich ihr schon damals, als der fromme Gesang des alten Webers ihr das Glück der gläubigen Zuversicht auf einen Gott der Gerechtigkeit und eines danach geregelten Lebens pries, in noch leiserem Empfinden kund gethan; aber dort waren jene zarten Keime des Guten von den Stürmen der Leidenschaft vernichtet worden; jetzt nahm das Unglück die neusprießenden in Pflege. Ludmilla konnte sich noch immer nicht von der Erwartung trennen, daß der Baron, dessen Benehmen zwar nicht unfreundlich, aber doch von einer Art war, daß er ihr das Vertrauen unmöglich machte, sich endlich ändern, und das mit seiner völligen Genesung auch sein Gemüthszustand eine andere Richtung annehmen werde; doch diese Hoffnung wollte nicht in Erfüllung gehen. Zwar genaß sein Körper allmählich und die Wunde seiner Brust übernarbte; aber sein Geist versank in immer tiefere Apathie. Auch durfte es Niemand ohne Gefahr wagen, ihn zu thätiger Theilnahme an den Vorfallenheiten des Lebens anzuregen; dann zeigte er eine so jähzornige Reizbarkeit, wie ihm solche niemals eigen gewesen war, und Alle, welche ihn umgaben, sprachen und handelten daher

daher mit so leiser, ängstlicher Furcht, als wollten sie einen so schlummernden Löwen nicht erwecken.

Ungeachtet der Baron mit Ludmilla nicht über seine Scheidungsangelegenheiten sprach, und diese auch geflissentlich aus sehr begreiflichen Gründen ein solches Gespräch vermied, so hatte sie doch durch den Rechtsgelehrten, der dann und wann nach Norwallen kam, in Ludmilla bald die eigentliche Ursache zu der seltsamen Trennung erkannte und natürlich diese von Allem unterrichtet wähnte, den weiteren Verlauf der Sachen und so auch Claudiens Schwangerschaft erfahren. Wie ein Pfeil spaltete diese Nachricht ihr Herz, und der vergiftete Widerhaken haftete in dem Zuckenden. Sie fand jetzt Ludwigs Schmerz erklärt, jedes Räthsel in Beziehung auf die Veränderung, welche sich mit ihm begeben, gelöst. Sie wäre nun gern vor sich selbst, ja aus dem Leben geflohen, und die Furie der Reue, Scham und Selbstverachtung folgten überall ihren irrenden Schritten. Auch die Erinnerung bot ihr nichts Tröstliches mehr dar; denn auf jene wenigen seligen Stunden im Schwarzgrunder Thale, in denen sie sich von dem Gegenstande ihrer Liebe vergöttert sah, waren die fürchterlichen Tage gefolgt, in welchen er ihr einen schlechtverhehlten Widerwillen gegen diese Verirrungen von seiner Pflicht zeigte. Vor dem Ernst der Gegenwart zerstob jede Täuschung über die Vergangenheit, und sie erkannte nun, aber zu spät — daß Ludwig sie nie wahrhaft geliebt haben konnte; daß sie nur seine Sinne umstrickt, nicht aber sein Herz gefesselt hatte. Die Bemerkung, daß der Baron Anstalt zu einer großen Reise treffe, war die erste Erleichterung, welche ihr seit langer, schmerzlich durchlittener Zeit zu Theil ward. Die Morgenstrahlen von Ludmilla's erstem Ehetage spiegelten sich in den Thränen,

welche sie dem dahinfliehenden Reisewagen, der den Scheidenden barg, nachweinte. Aber doch hob sich ihre Brust ein wenig freier. „Gottlob! Gottlob!“ sagte sie leise und immer stärker strömten ihre Thränen, „nun bin ich allein! Dies ist mein erstes Bedürfniß und das Element meines Kummers! Tiefe, todte Einsamkeit soll mich von nun an umgeben, und keines Menschen Hohn oder Härte das entsetzliche Weh meines Herzens schärfen!“

Sei getrost Ludmilla! Auch die Tiefen des Elends werden wie die Höhen des Glückes von Engeln bewohnt, welche allezeit bereit sind, zu erfüllen den Willen dessen, der sie sendet! Auch Dir nahet sich der Trost und die Hülfe des höchsten Helfers in der freundlichen Gestalt eines trauernden Mädchens.

Der Prediger des Dorfes Norwallen, Namens Lucas, hatte eine innigstgeliebte Frau frühzeitig durch den Tod verloren, und nur eine Tochter war der einzige Sprößling dieser glücklichen Ehe gewesen. Die kleine Justine blühete so lieblich auf, daß des Vaters Herz sich mit süßer Befriedigung ihrer freuete, aber bekümmernd war ihm die Sorge um ihre zweckmäßige Erziehung. Er hatte zweimal die Heirathsbewerbung um ein paar liebe, anständige Mädchen, Töchter benachbarter Amtsbrüder, gewagt, aber beide Male mit mehr Erwägung der sittlichen Vorzüge dieser Mädchen, als schlauer Erkundigung nach ihren Herzensverhältnissen gewählt. Beide waren heimlich versprochen, und der Prediger erhielt eine abschlägige Antwort. Wie diese immer

auch in schöne Worte und blumenreiche Redensarten ge=hüllt war, so fühlte der beschämte Freier doch die schmer=zenden Dornen der Abweisung, und entmuthiget für fernere Versuche eines zwecklosen Suchens und Wählens gab er die Idee einer zweiten Verheirathung gänzlich auf. Aber sein Hauswesen verlangte eine Aufseherinn, und Justinens kind=licher Unbedacht ein schützendes Mutterauge, und so nahm er eine unverheirathete, ältliche Verwandtinn zu sich, welche beide Obliegenheiten mit gutem Willen umfaßte, deren Ein=sicht aber der ersteren mehr als der zweiten angemessen war. Endlich nahm ein unerwartetes Ereigniß die Sorge wegen Justinens Versäumung von dem Herzen des Predigers, auf welchem sie lange still aber lastend geruhet hatte.

Madame Lucas, die Wittwe seines Bruders, und Vor=steherinn einer großen, mit Recht berühmten Erziehungs=anstalt in L....., machte, von einer Badereise zurückkehrend, Nachtquartier bei ihrem Schwager, den sie lange nicht ge=sehen hatte. Der geübte Blick der feinen Menschenkennerinn bemerkte bald in dem kleinen goldlockigen Wildfang Justine eine Menge reicher Anlagen und liebenswürdiger Fähigkeiten, von deren Dasein hier Niemand eine Ahnung zu haben schien, und Pastor Lucas kam in seiner vertraulichen Mit=theilung gegen die von ihm verehrte Schwägerinn, wie sehr ihn Justinens Verwahrlosung bekümmere, nur dem Erbieten derselben zuvor, das Kind zu sich zu nehmen, und es mit Muttertreue zu beaufsichtigen. Froh und heiter nahm der Pastor diesen Vorschlag an. Er wunderte sich, seiner eige=nen Aeußerung nach, das Naheliegende nicht früher ergriffen, und wie man zu sagen pflegt, den Wald vor lauter Bäu=men nicht gesehen zu haben, und der Schmerz der Trennung von der holden Justine ward bei weitem von der Freude

überstimmt, die Ausbildung seines Lieblings eben so geschickten, als würdigen Händen übergeben zu haben.

Sehr bald überzeugten ihn die Berichte von und über Justine, wie emsig und mit welch glücklichem Erfolge an der Bildung ihres Herzens gearbeitet werde. Er gewöhnte sich allgemach an ihr Entferntsein von ihm, und die Sehnsucht nach ihr, welche ihn in der ersten Zeit ihrer Abwesenheit oft beschlich, verlor sich in der treuen Pflichtübung eines vielumfassenden Amtes, in kleinen, natürlichen Ergötzlichkeiten, in unschuldigen Liebhabereien, nach und nach in die Freudigkeit des Gefühles, mit welchem man eines gesicherten Schatzes gedenkt, den man für den Augenblick zu gebrauchen, weder Drang noch Beruf in sich spürt. Eine lange Zeit verstrich, in welcher der Pastor seine Tochter nur selten gesehen hatte. Justine stand jetzt in ihrem neunzehnten Jahre, und war aus der Schülerinn ihrer Tante deren Gehülfinn geworden; als sie ihren Vater zu einer Pfingstfeier besuchte, und ihm jungfräulich erröthend gestand, daß sie ihr Herz an einen jungen, achtungswerthen Mann, der als Zeichenlehrer die Anstalt besuche, von ihrer strengen Tante selbst mit Werthschätzung ausgezeichnet werde, und auf eine, ihm fest versprochene, nahe Anstellung als Professor bei der dasigen Ritterakademie rechnen dürfe, verschenkt habe. Pastor Lucas, der seine Tochter so verständig und besonnen sprechen hörte, fürchtete nicht, daß ihre Wahl diesen Eigenschaften nicht entsprechend ausgefallen sein könne, und fand keinen Grund, ihr seine väterliche Einwilligung zu ihrer Verbindung zu versagen.

Wenige Tage nach Justinens Abreise erkrankte die Verwandte, welche dem Pastor die Hauswirthschaft besorgte, und die steigende Gefahr, in der die gute Base mehrere Wochen

hindurch schwebte, nahm die Aufmerksamkeit des Pastors dergestalt in Anspruch, daß er darüber Justine und deren Heirathsangelegenheiten gänzlich vergaß. Die Base starb, und nun erinnerte sich Pastor Lucas mit unmuthiger Verlegenheit daran, daß seine Tochter durch die Aussicht auf ihre baldige Verheirathung wahrscheinlich abgehalten werden würde, zu ihm zu kommen und die Verpflichtungen der Verstorbenen zu übernehmen. Er sah sich in noch größerer Rathlosigkeit, als vor zwölf Jahren, da sein vorgerücktes Alter ihm die Entbehrung kleiner häuslicher Bequemlichkeiten und liebgewordener Gewohnheiten drückend fühlbar machte. Er überlegte ängstlich hin und her, was wohl zu thun wäre, als ein Brief von Justine, der laut des Datums, unter welchem er geschrieben war, um einige Tage früher abgesendet worden, als derjenige angelangt sein konnte, in dem der Pastor seiner Tochter den nah zu erwartenden Tod der Base meldete, ankam. — Das Schreiben war seltsam und ungewöhnlich abgefaßt; es schien in ängstlicher Hast geschrieben zu sein, und enthielt die vielfach gestaltete, sich aber in jeder Wendung erneuernde Bitte Justinens, sie unter irgend einem beliebigen Vorwande zurück in sein Haus zu nehmen. Den Grund dieses Verlangens könne sie unmöglich diesem Blatte anvertrauen, doch werde sie kein Wort des ihm schuldigen kindlichen Vertrauens seinem Vaterherzen vorenthalten, und ihm alles Erlebte treu und wahr mündlich mittheilen.

Es ward der Gewissenhaftigkeit des guten Pastors ungemein beruhigend, daß er keinen Vorwand brauche, um Justinens Rückkehr in sein Haus zu heischen, sondern daß diese wirklich der dringende Bedarf der Veränderung sei, welche der Base Absterben hervorbrachte. Madame Lucas fand die Aufforderung ihres Schwagers eben so natürlich

als unablehnbar, und nach kurzer Zeit kehrte Justine mit geschmücktem Geiste und veredeltem Gemüthe, aber mit einem zerrissenen, wundenmatten Herzen in ihr heimisches Dörfchen zurück. Sie trat in das lieblich geordnete Pfarrgärtchen, und traf den Vater, wie er in ruhiger Behaglichkeit das gesunkene Haupt einer Blume aufrichtete. Dies Empfangsbild schien ihr von wehmüthig-tröstlicher Vorbedeutung, und mit heißen Thränen warf sie sich an die Brust des Vaters.

Der Pastor glaubte, die Bewegung seiner Tochter gälte dem Andenken der verstorbenen Base, aber er irrete; ihre Thränen entströmten einer tieferen Quelle. Sobald Justine so viel Fassung gewonnen hatte, um einer klaren Mittheilung fähig zu sein, setzte sie ihren Vater von der traurigen Erfahrung in Kenntniß, welche sie seit ihrer letzten Anwesenheit in Norwallen gemacht hatte. Mit einiger Beschämung ging sie in die Vergangenheit zurück, um ihrem Vater eine damals verheimlichte Geschichte zu erzählen. Sie hatte dies ihrer Versicherung nach nicht aus Mangel an Vertrauen, sondern nur deshalb gethan, weil sie jene Sache als gänzlich abgethan ansah, und doch fürchtete, daß die Erklärung davon einige Unruhe in seiner Brust zurücklassen könnte. Sie hatte nämlich im Laufe des vergangenen Jahres einen sehr ehrenvollen Heirathsantrag abgelehnt, der Hausarzt ihrer Tante, Hofrath Collmar, ein von den wähligsten Mädchen der großen Stadt fast in jeder Beziehung als annehmlich erkannter Mann, hatte Justine so schmeichelhaft unterschieden, daß er mit zarter Achtung sich um sie bewarb. Aber die Begehrte konnte ja das früher gegebene Wort der Treue nicht brechen. Sie glaubte es jedoch dem Hofrath schuldig zu sein, daß sie ihm sage, warum sie ihm ihre Hand verweigern müsse, welche sie ohne dies Hin-

derniß mit dem herzlichsten Vertrauen in die seinige gelegt haben würde. Der Hofrath bestegte den heißaufwallenden Schmerz durch die, einem edelmüthigen Vorsatz entquellende Frage: was ihrer Verbindung noch im Wege stehe? Und Justine antwortete: die Verzögerung der versprochenen Professorstelle. Collmar stand in bedeutenden Verbindungen. Männer von Einfluß und Ansehen waren ihm verpflichtet, und er benutzte diese Umstände zu Gunsten der Versorgung seines Nebenbuhlers. In dem Bestreben, diesen Zweck zu erreichen, machte er die Bekanntschaft eines edlen und liebenswürdigen Mädchens, mit welchem er sich nach kurzer Zeit verlobte.

Das Benehmen des Hofraths verfehlte seine Wirkung nicht auf die zartempfindende Justine. — Ihre Achtung für ihn hatte sich erhöhet und verfeinert, sie fühlte, wie viel dazu gehöre, um ihr für solch ein Herz Ersatz zu gewähren, und bald mußte sie mit unsäglichem Schmerze erfahren, daß sie die Verbindung mit einem so edlen Manne einem Unwürdigen aufgeopfert habe. Justinens Herz und der Tante klarer Verstand hatten sich in dem jungen Zeichenkünstler geirret. Er erhielt die gesuchte Professorstelle gleich nach Justinens Rückkehr von Norwallen, und gebrauchte einen aus der Luft gegriffenen Vorwand, um die so langbestandene Verbindung aufzuheben. Wenige Tage später feierte er seine Verlobung mit der Tochter eines reichen Kaufmanns.— Madame Lucas war über die Schlechtigkeit ihres Günstlings aufs höchste entrüstet, doch erlaubte es die Einrichtung ihrer Anstalt nicht, daß sie ihn seines Lehreramtes in derselben sogleich entlassen konnte, und die arme Justine sah sich nun in die bittere Nothwendigkeit versetzt, bald gegen den Professor die Aeußerungen ihrer tiefen Verachtung, bald

gegen den Hofrath den warmen Ausdruck einer zärtlichreui-
gen Empfindung bekämpfen zu müssen. Diese Aufgabe ward
ihr zu schwer, ihr sonst geliebtes Pflichtverhältniß uner-
träglich, und sie schrieb an ihren Vater die uns be-
kannte Bitte, daß er sie zurückberufen möge. Der Pastor
hatte die Erzählung seiner Tochter ganz ruhig ohne einen
Laut der Unterbrechung angehört. Als sie geendiget, und
ein neuer Thränenstrom ihre Schlußworte erstickt hatte,
hob er an: „Es läßt sich hiezu nicht viel sagen, und ein
frommes Verslein voll christlicher Einfalt scheint mir den
besten Trost für diesen Deinen Kummer zu enthalten; es
lautet also: „Oft denkt der Mensch in seinem Muth, dies
oder jenes sei ihm gut, und ist doch weit gefehlet! Oft
sieht er auch für schädlich an, was doch Dein Rath erwäh-
let!“ Denke so mein Kind, und Du wirst ruhig werden.
Die Erfüllung Deiner Wünsche lag nicht in seinem Rath;
in dem Beschlusse des Weisesten! des Gütigsten! Weder
an der Hand des edlen Hofraths noch in den Armen des
unedlen Professors hättest Du das Heil gefunden, welches
Dir seine Vaterhuld vielleicht in der Verbindung mit einem
Dir noch unbekannten Dritten zugedacht hat. Darum trockne
Deine Thränen, und lasse Ihn walten, der ewiglich noch
Alles wohl gemacht! Freilich wenn es uns schon einen
leisen Schmerz macht, daß wir in der Rose, deren Duft wir
liebkosend einhauchen wollen, einen schwarzen, giftigen Wurm
erblicken, der den Busen der schönen Blume durchwühlt,
wie viel stärker ist das Weh, welches uns durchbebt, wenn
wir das Herz, an das wir das unsrige vertrauend schmieg-
ten, vom Gifte der Falschheit angefressen erblicken! Aber
auch für diesen Schmerz hat das Christenthum einen himm-
lischen Balsam. Bittet für die, so Euch beleidigen! Dies

ist der Ausspruch, der die Wunden unsers Hasses heilt, unsere ermattende Liebe stärket, und uns den Frieden der Gottseligkeit verleihet, wie tief wir auch beunruhiget waren."

Die Abendglocke fing jetzt an zu tönen; der Pastor nahm das schwarze Sammetmützchen ab, und faltete die Hände; auch Justine that also. Mit bewegter, etwas leiserer Stimme betete er: „Herr des Lebens! Richter unserer Handlungen! Lasse dies Wort gesegnet sein in dem Herzen meines bekümmerten Kindes, und vergieb nach Deiner Milde und Gnade dem Irrenden, der ihre Thränen erpreßte! Auf daß der Trost, den sie von nun an empfinde, die Herrlichkeit Deines Evangeliums preise, und seine Reue sanft, seine Erkenntniß rein und seine Besserung aufrichtig sei! Einst kommt ein Feierabend, an welchem uns nichts in süße Ruhe zu wiegen vermag, als das Bewußtsein, Dein Gesetz erfüllet zu haben, wozu Du uns Deines Geistes Kraft geben wollest! Amen."

Der Pastor stand auf. Der fromme Ernst seines ehrwürdigen Gesichtes zeigte, wie tief er empfunden, was er gesprochen hatte. Die Lüfte weheten kühl, und Justine durchrieselten die Schauer der Andacht, aber die schlichte Rede voll Herzlichkeit und Gottvertrauen hatte das stürmischerregte Gemüth des Mädchens gestillt.

Die Stille und Friedlichkeit von Justinens gegenwärtigen Umgebungen, die patriarchalische Sitteneinfalt ihres Vaters, die steten Beziehungen seines Amtes auf die ernstesten Lebensabschnitte des Menschen und auf Gegenstände der Erhebung wirkten sehr bald läuternd und beruhigend auf Justinens Gram, und schon nach wenigen Wochen hob sich unter dem weisen und zärtlichen Bemühen ihres Vaters das blühende Haupt des Mädchens so kräftig empor, wie jenes

Blumenköpfchen sich unter seiner pflegenden Hand aufgerichtet hatte.

Aber o Gott! Warum sind Deine Wege doch oft so dunkel und labyrinthisch! — Der Pastor erkrankte; sein Beruf hatte ihn dem Tode zugeführt. Das heilige Abendmahl, einem Typhuskranken gereicht, gab dem Letzteren auf dem Wendepunkte der Genesung heilige Stärkung, aber dem treuen Diener des Herrn das Gift der Ansteckung, und zwei Tage nach der Abreise des Barons vollendete ihn ein sanftes, christlichschönes Sterben.

Meine Feder wagt es nicht, Justinens Schmerz an der Leiche ihres einzigen Freundes auf der Welt, dessen vollen Werth sie jetzt erst erkannt hatte, schildern zu wollen. — Ach! es giebt doch recht schwere Stunden im Leben, und Gott helfe Jedem eine ähnliche ertragen!

Der Organist, ein alter, umsichtiger Mann, machte die Verwaisete, welche an dem Lager knieete, auf dem der Entseelte lag, und in unbewußter Täuschung ihres Wollens dessen kalte Hand zu erwärmen strebte, darauf aufmerksam, es sei wohl räthlich, daß Justine selbst der Frau Baroninn die Meldung dieses Trauerfalles mache, um sich bei dieser Gelegenheit ihrem Schutze zu empfehlen. Er stellete dem Mädchen das Mancherlei der Verlegenheiten vor, denen sie in ihrer jetzigen Lage ausgesetzt sein könnte, und Justine, nichts als ihre Verlassenheit fühlend und willig die Superiorität jeder fremden Einsicht über ihren betäubten Sinn anerkennend, versprach in matter Willenlosigkeit zu thun, was er für gut erkenne. Sie ordnete ihren zerstörten Anzug und trat mit kraftlosen Schritten den Weg nach dem Schlosse an.

Ludmilla saß in ihren Kummer vertieft, und ihre Ge-

danken schweiften in vergeblichen Suchen nach einer Wirksamkeit umher, in welcher sie Zerstreuung, Genuß, und vor allem den sehnsüchtig begehrten Frieden mit sich selbst finden könnte, als ihr die Tochter des Pastor Lucas gemeldet ward. Justine ward angenommen, und trat ein. Die Verbeugung des Mädchens, die Art, wie die Fülle natürlicher, hellblonder Locken geordnet, und ein schwarzes Band durch dieselben geschlungen und geknüpft war, der Schnitt des Kleides, zeigten von der städtischen Schule, in der Justinens Geschmack gebildet worden war; so wie der thränenschwere Blick der großen, dunkelblauen Augen, das krampfhafte Zucken der feingewölbten Lippen und das zitternde Schwanken dieser schlanken Gestalt das erlebte Unglück verrieth, welches Justinens Seelenstärke jetzt fast über ihr Vermögen prüfte. Ludmilla hatte kaum einen Blick auf die Eintretende geworfen, deren Anmuth durch den Ausdruck tiefen Leidens nur um so rührender erschien, als sie auch schon den sanftesten Ton ihrer Stimme wählte, um zu fragen, was Justinens Begehren von ihr sei?

Dreimal öffnete sich Justinens Mund zur Antwort auf diese Frage, dreimal verschloß ihn die Gewalt kindlicher Schmerzen wieder; bis sie endlich sich gewaltsam ermannend, leise, aber vernehmlich sagte: „Mein Vater hat diese Nacht vollendet, und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen, Frau Baroninn, diese traurige Nachricht selbst zu bringen, und Sie um Ihren gnädigen Schutz für mich, Verlassene, zu bitten!“ Das Wort: „Verlassene!“ öffnete die verschlossenen Quellen von den Thränen der armen Justine; sie perlten in immer schnellerem Falle auf das Getäfel des Fußbodens. Ludmilla's Herz wallete von heißem Mitleid über. Sie hatte den Pastor als einen schätzenswerthen Mann gekannt,

und ihn bloß unpäßlich, nicht so gefährlich krank geglaubt; natürlich war daher ihr Ausruf: „Nicht möglich, Liebe! Ihr guter Vater wäre todt?“ Justine schlug mit einem schmerzlichen Lächeln die schönen, schmachtenden Augen an die Decke. „Ja,“ erwiederte sie, „wohl möchte ich mich selbst überreden, Alles sei nur ein schrecklicher, verwirrender Traum gewesen, und ich würde bei meiner Heimkehr den Vater, wie immer, im Gärtchen meiner harrend finden; aber ein langes Leben liegt dazwischen, ehe ich ihn wieder in den Auen der Ewigkeit begrüßen darf. Ich komme von seiner Leiche. Sein Gesicht, auf welches bereits der Tod sein grausendes Gepräge drückte, hat kein Lächeln mehr für den Blick seines unglücklichen Kindes, sein blasser Mund kein Wort des Trostes mehr für meinen unendlichen Schmerz!“ Sie weinte laut.

Ludmilla schlang ihre Arme um die Schluchzende, und senkte dieselbe sanft in einen nahestehenden Sessel. „Armes, gutes Kind,“ sagte sie weich, „ach! es giebt mehr blutende Herzen, und noch schärferen Gram, als den, welcher den Verlust eines theuren Abgeschiedenen feiert! Erholen Sie sich, Gute! Wie befriedigend würde es für mich sein, könnte ich etwas zu Ihrer Erleichterung beitragen!“ Ein Gedanke durchblitzte Ludmilla, aber furchtsam, ihn verschmäht zu sehen, fuhr sie langsam und mit einiger Scheu fort, „ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen, aber vielleicht ist es noch zu früh dazu. Wie wäre es, wenn Sie zu mir zögen? Der Aufenthalt im Pfarrhause, welches fortan nur durch circulirende Prediger und ambirende Candidaten belebt sein wird, dürfte ohnehin kein schicklicher mehr für Sie, ein einzelnes Mädchen, sein, und zu mancher Verletzung Ihres Zartgefühls Veranlassung geben! Fürchten Sie nicht, daß

ich Ihnen ein Verhältniß anbiete, welches bindend für Sie sein könnte. Nein! wer möchte ein wundes Gemüth in Fesseln schlagen mögen? Sie sind frei! ganz frei! Jede Stunde, in welcher Sie mir Ihre Gesellschaft schenken wollen, wird mich zu Ihrer Schuldnerinn machen, aber niemals als ein mir zuständiges Recht von Ihnen gefordert werden.“ Es lag etwas in dem Wesen und in den Worten der Baroninn, welches wie eine geheime Macht auf die betrübte Justine wirkte und ihr schnell die Ueberzeugung aufdrang, daß dieser Vorschlag unablehnbar sei. Es war der Ruf ihres Schicksals, der aus diesem Munde an sie erging, und dessen hohe Bedeutung sie in prophetischen Regungen fühlte, obgleich sie das Flüstern der zarten Gottesstimme nicht verstand.

Nach der Beerdigung ihres Vaters zog Justine auf das Schloß und ward nun Ludmilla's unzertrennliche Gefährtinn. Auch hier umgab, wie im Pfarrhäuschen, tiefe Stille die Trauernde. Das große, weite Schloß, nur von der wortkargen Ludmilla bewohnt, ward jemals weder durch einen Zuspruch naher, noch ferner Gäste belebt, und selbst die Dienerschaft schien der finstere Geist des Mißmuths und der Unzufriedenheit zu beherrschen. Das schöne, herrliche Gebäude, für frohe Geselligkeit und heiteren Lebensgenuß eingerichtet, glich in seiner Verödung dem Bann in einem verzauberten Pallaste.

Justine fühlte sich von Ludmilla's Eigenthümlichkeit so angezogen, daß ihr Kummer zuerst von dem leiseerwachenden Interesse einigen Abbruch erlitt, die Ursache von dem Grame ihrer liebenswürdigen Wohlthäterinn entdecken zu können. Sie hatte zwar aus Ludmilla's Geschichte Einiges vernommen, allein da sie von ihrer Tante so oft gehört hatte, daß,

wolle man sich nicht zu oft der Ungerechtigkeit schuldig machen, man seine Vorbegriffe nicht durchaus von dem allgemeinen Gerücht bestimmen lassen müsse; da ferner sie von ihrem Vater den Grundsatz geerbt hatte, niemals über der Menschen Handlungen abzuurtheln, weil des Herzens Gesinnung nur einem klar sei — und weil der freundlich gesinnte Mann es stets verschmähet hatte, Forschungen anzustellen, welche zur Beleuchtung der Fehler und Schwachheiten unseres Nächsten führen könnten: so war es nur Oberflächliches, was Justine von der Baroninn wußte. Auch standen diese Berichte mit Ludmilla's gegenwärtigem Verhalten und dem eisernen Grame, der ihre blühende Jugend beugte, und an welchem jeder Trostversuch, jedes liebende Bemühen Justinens kraftlos zerschellte, so auffallend im Widerspruch, daß Justine geneigt war, sie als gänzlich unwahr zu verwerfen.

An einem Nachmittage saßen beide Frauen mit zierlicher Handarbeit beschäftigt. Ein Candidat, der sich zu einer Probepredigt gemeldet, hatte sich der Baroninn vorgestellt und sich so eben wieder entfernt. Ludmilla tauschte gegen Justine ihr günstiges Urtheil über den anmuthigen, bescheidenen jungen Mann aus, und fügte dem Schlusse der schmeichelhaften Kritik die Bemerkung bei, daß der Candidat durch Justinens Anblick augenscheinlich befangen worden sei, und sie recht wohl wahrgenommen habe, wie deutungsvoll sein Auge auf ihr geruhet, als von den Vorzügen der Pfarre in Norwallen die Rede gewesen. — Sie dürfe daher vermuthen, daß Justine, die liebenswürdige Waise des Vorgängers im Amte, leicht zu dem Schritte in ihre alte Heimath versucht werden könnte, wenn es der Gemeinde gefiele, diesen jungen Mann zu wählen.

Ein zauberisches Lächeln, wie es sonst wohl öfterer Ludmilla's jetzt immer so ernsten Mund verlieblicht hatte, begleitete diese Scherzrede. Justine blickte hocherröthend die Baroninn an; es war das erste Mal, daß sie ein heiteres Wort von Ludmilla hörte und das schöne Gesicht derselben im Glanze der Heiterkeit sah. Sie ließ die Arbeit auf ihren Schooß sinken, ergriff Ludmilla's Hände und sagte in froher Bestürzung: „O theure, geliebte Frau! Wie entzückt es mich, solch ein Wort von Ihnen zu hören, solch ein Lächeln von Ihnen zu sehen! Mit solchem Empfinden begrüßte ich stets nach langer, dunkler Winternacht die ersten Sonnenblicke des Frühlings!" Ludmilla seufzte schwer und ängstlich auf. — „Warum, liebe Justine, mußt Du mich so bald zu dem Bewußtsein, was allein mir zieme, wecken?" fragte sie und fuhr, wie von sich selbst überrascht, fort: „So wisse denn, die Du Dich unglücklich wähnst und nur einen Kummer trägst, der süß und wonnereich gegen den meinigen ist, daß ein Wort auf meinem Leben lastet, welches jede freudige Regung für immer unterdrückt. Ich will es Dir nennen: es heißt Schuld! — O das ist ein fürchterliches, schweres Wort! Sein Druck hindert jede Erhebung des Gemüthes, es breitet tiefe Schatten auf unsern Lebensweg, und in seinem flammenheißen Gifthauche verwelken alle Freudenblumen unseres Daseins. Deiner Unschuld will ich mein Geheimniß anvertrauen, auf daß Du wahres Unglück kennen und Deinen Schmerz würdigen lernest."

Ludmilla erzählte nun ihrer bangen Zuhörerinn die Geschichte ihrer Jugend. Mit schonungsloser Wahrheit schilderte sie den Umfang und die Tiefe ihrer Verirrungen und verschmähete es in dieser harten Bußübung sogar, manches Umstandes zu erwähnen, der wohl zu ihrer Entschuldigung

hätte dienen können. Sie sprach von Claudie, und als sie der Milde erwähnte, mit welcher diese sie aufgenommen habe, der überschwenglichen Güte, mit welcher ihre bitterste Feindinn zu überschütten sie nie müde geworden sei, die himmlische Sanftmuth, mit welcher sich Claudie fortwährend gegen sie benommen, obwohl, wie ihr jetzt klar zu werden beginne — dieselbe doch wohl geahnet haben möge, daß Ludmilla die Störerinn ihres ehelichen Glückes sei — da zerriß der Reue zweischneidiger Dolch ihr Herz so schmerzlich, daß sie einer langen Erholung bedurfte, um sich zum Weitersprechen zu ermannen. Ludmilla endigte ihre lange Erzählung mit einigen Fragmenten aus jenem Gespräche, welches der Baron am Trauungstage mit ihr geführt hatte.

Schauer auf Schauer hatten in dieser Stunde die lebenswarme Justine durchkältet. Ihr natürlicher Abscheu gegen die Sünde, deren sich Ludmilla schuldig gemacht, verschmolz durch die Selbstanklage, durch die tiefe Reue der schönen Sünderinn, in das zarteste Mitleid für diese. Ihr weiches Herz wallte in warmer Theilnahme für den Baron, der von anfänglich menschlich-schönen Gefühlen an den Abgrund geleitet worden war, dessen grause Tiefen sein ganzes irdisches Glück begraben hatten, und fernhin, wie die heilige Sehnsucht nach einem geliebten Todten, floh ihr Gedanke, um Claudiens zartem Leidensbilde mit stiller Verehrung und demüthiger Bewunderung zu huldigen. Die verschiedenen Richtungen dieser Gefühle aber vereinigten sich in einem Strahle der Begeisterung, der in sanften Flammen aus Justinens milden Augen leuchtete, und dem anspruchslosen Wesen des Mädchens plötzlich einen höheren Charakter ertheilte. Sie stand auf und trat vor die Baroninn, in immer engerer Umarmung die Gebeugte aufrichtend.

„Unglückliche Frau!“ sagte sie leise und zärtlich, „ja wohl hatten Sie Recht, daß ich nur der Kenntniß Ihres Kummers bedürfe um meine Thränen zu trocknen und fortan beschämt in jeder Klage zu verstummen. Aber warum verzweifeln Sie an der Gnade des liebreichsten Richters, und streben nicht vielmehr, ihn durch thätige Reue zu versöhnen? Ist dem treuen, suchenden Hirten das gefundene Schäflein nicht lieber, denn die ganze Heerde? Muth! Muth, arme Freundinn! Noch liegt ein langes, schönes Leben vor Ihnen, das, tugendhaften Bestrebungen geweihet, Ihre Schuld vor Gottes Augen tilgen und in die selige Gemeinschaft seiner Kinder versetzen kann. Und welch ein hoher Wirkungskreis ist Ihnen von der Vorsicht angewiesen worden, wie vielfältig die Gelegenheit, das Urbild des Segens abzuspiegeln, in Ihre Hand gelegt! Selbst die Unterredung mit Ihrem Gemahl muß Ihnen ein fester Leitfaden auf dem neuen Wege sein. Jede Thräne fremden Schmerzes, welche Sie von nun an trocknen, löscht die Spuren derer aus, welche Sie einst erpreßten. Jeder leise Segensruf, Ihnen nachgehaucht, bringt die Anklage der Seufzer, die Sie einst hervorriefen, zum Schweigen. O verzagen Sie nicht, theure Frau! Man darf ja nur Frieden suchen, um die himmlische Gabe zu finden; nur mit reinem Herzen begehren, um den Segen der Freude zu empfangen.“

Es giebt Augenblicke in unserm Leben, welche wie die Wendepunkte unseres Schicksals vor uns erscheinen, uns aufregen, lägen wir auch in noch so tiefer, geistiger Erstarrung, uns erleuchten, wäre die Nacht, die unsern Sinn umfangen hält, auch noch so finster, uns aufrichten, wären wir auch noch so gram- oder schuldvoll gebeugt. Ein solcher Augenblick war jetzt für Ludmilla gekommen. Es war ihr, als

erwache sie aus einem langen Schlummer, als sähe sie eine, zu ihrer Rettung sich darbietende Hand, und mit heißer Inbrunst erfaßte sie die helfende. Wie der Verschwender den letzten kleinen Rest der reichen, verpraßten Habe überblicket, und nun mit ängstlicher Genauigkeit sich scheuet, selbst das Nöthigste auszugeben, so erwog Ludmilla nun den Werth ihrer Tage und Stunden; denn sie wollte ja durch Werke der Wohlthätigkeit früher begangenes Unrecht vergüten. Mit der ängstlichen Vorsicht, womit der Gefallene auf seinen künftigen Weg merket, bewachte von nun an Ludmilla ihre Schritte auf der schlüpfrigen Lebensbahn. Das Wohl und Weh ihrer Unterthanen im Herzen tragend, auf jedes kleine Ereigniß achtend, stets von dem Drange, Elend zu mildern, Segen zu bereiten, beseelt, und im Besitze vieler Mittel und Kräfte, diesem edlen Zwecke zu genügen, ward sie schneller, als sie es gehofft hatte, von den Unterthanen ihrer Güter und auch von manchem Armen und Bedürftigen außer diesem Bereich, als eine helfende Gottheit erkannt und verehrt. Justine stand Ludmilla als eine treue Gefährtinn zur Seite und verhinderte durch ihre ruhigere Ansicht der Dinge manchen Mißgriff, den die Exaltation von Ludmilla's Gefühlen leichtlich wagen können, so wie sie oft in weiser Mäßigung dem Zuviel der Gunst und Güte wehrte, welches, wie die Erfahrung lehrt, nicht selten den Segen in Fluch verkehrt. Die Stunden des häuslichen Lebens füllte Justine mit Lectüre ernster Schriften aus ihres Vaters sehr gewählter Bibliothek aus; auch unterrichtete sie Ludmilla in künstlichen weiblichen Arbeiten, in welchen sie es als Lehrerinn der Anstalt bis zur Meisterschaft gebracht hatte. Ludmilla schmeckte die süßen, schuldlosen Freuden des Fleißes, den Frieden eines vorwurfsfreien Wandels, und

ihre Reue ward mit jedem Tage sanfter, ihr Vertrauen zu sich selbst zuversichtlicher.

So wie sich ihr innerstes Wesen umbildete, verwandelte sich auch ihr Gefühl für ihren Gemahl. Es war noch immer Liebe, heiße, unaussprechliche Liebe, was sie für ihn empfand, aber nicht jene verzehrende Gluth, in welcher jeder bessere Vorsatz, jede reinere Gemüthsregung sich aufgelöset hatte. Sie liebte jetzt ihn, sie hätte sein Glück erstreben mögen, so wie sie früher nur die Befriedigung ihrer eigenen Wünsche zum Ziele gehabt hatte. Sie würde jetzt im Stande gewesen sein, ihm auf ewig zu entsagen, wenn dies die einzige Bedingung seiner Zufriedenheit gewesen wäre. Jetzt fing sie auch an, Claudiens geistige Natur zu fassen und die Aeußerungen derselben zu verstehen. Von den Wunden, die sie geschlagen, fiel der Schleier, der diese ihrem Blicke so lange entzogen, und sie fühlte die Schmerzen der stillen Dulderinn. Ach!. sie erkannte wohl, daß es nicht in ihrer Macht stehe, diese Wunden zu heilen, diese Beraubungen zu ersetzen, und diese trostlose Erkenntniß wendete ihren Blick in jene Höhen, von wo herab mit Gebet und Flehen der schwache Mensch Kraft und Frieden für sich und Andere erringt. Der Gedanke an Claudie lehrte Ludmilla beten, würdig beten, und nur dies Bedürfniß himmlischer Nahrung für unsere Tugend hatte ihr noch gefehlt, um diesen zarten Sprößling Stärke und Gedeihen zu geben. Aber die Vorsehung untersuchte im Entziehen eines ihrer liebsten Besitzthümer die Probehaltigkeit von Ludmilla's erneueter Gesinnung.

Das einzige Kind einer Bauerfrau lag schwer krank an den Blattern danieder, und die beklagenswerthe Mutter sah sich am Lager ihres fast sterbenden Kindes von Freunden

und Nachbaren verlassen, weil Jedes sich vor der Ansteckung dieser Krankheit, welche während dieses Sommers sich als vorzüglich bösartig gezeigt hatte, fürchtete. Ludmilla entdeckte durch Zufall die Verlassenheit der Bäuerinn und eilte sogleich ihr Trost und Hülfe zu bringen. Sie ließ einen geschickten Arzt herbeiholen und hielt mehrere Stunden des Tages in der verpesteten Luft des kleinen Stübchens aus, um darüber zu wachen, daß zur Rettung des kleinen Mädchens nichts versäumt würde. Es gelang den Anstrengungen der Kunst und Pflege, das Kind dem Tode zu entreißen, und mit unaussprechlicher Freude sah Ludmilla den Erfolg ihres freundlichen Bemühens; doch nach acht Tagen zeigten sich an ihr selbst die Symptome dieser Krankheit, welche mit verstärkter Macht ausbrach. Jetzt trug das Capital, welches Ludmilla in Liebe und Fürsorge für Justine angelegt hatte, reiche Zinsen. Tag und Nacht wich das Mädchen nicht von Ludmilla's Schmerzenslager und war unerschöpflich in Trost und Geduld. Auch die Kranke trug ihre Leiden mit sanfter Gelassenheit und murrete selbst dann nicht, als sie für mehrere Tage das Augenlicht verlor. — Doch als die Krankheit ihre Höhe erreicht hatte und nun wieder abzunehmen begann, bemerkte Ludmilla, daß Justinens Benehmen eine sonderbare Aengstlichkeit verrathe, wie wenn man Jemand ein geschehenes Unglück verbergen will, und doch den Eindruck nicht beherrschen kann, den es auf uns selbst hervorgebracht hat. Sie fragte wohl, aber Justine leugnete, anders als sonst zu sein. Endlich konnte sie das Bett wieder verlassen, und versuchte, von der treuen Justine unterstützt, den ersten Gang durch das Zimmer. Aber erschrocken bebte sie vor dem wandhohen Spiegel zurück, denn nicht ihr reizendes Graziengesicht, sondern eine widrige Larve starrte sie

aus demselben an. Der zarte Schmelz ihrer Lilienhaut war einer dunklen Röthe gewichen, die feine, niedliche Nase hatte sich zur Unform gestaltet, und lange, zusammengezogene Narben entstellten die lieblichen Züge um Mund und Kinn. Schaudernd bedeckte Ludmilla das Gesicht mit beiden Händen, doch nach einer Weile blickte sie muthig auf und dem Spiegelbild ins Auge. Dann warf sie sich an Justinens Hals, und ein paar Thränen flammten ihre narbenvollen Wangen herab; wehmuthsvoll sagte sie: „O Justine! Gott hat mir genommen, was ich nicht zu seiner Ehre anwendete, das Bischen Körperreiz! — Ist es wohl Versündigung, daß mir der Verlust desselben nahe geht? —"

Justine umschlang die Baroninn und drückte sie innig an sich. Mit erleichterter Brust antwortete sie: „Wie habe ich vor diesem Augenblicke gezittert und wie beschämt er meine kindische Furcht! O theure, geliebte Frau! Viel, sehr viel ist Ihnen noch geblieben! Die reizende Gestalt, um welche tausend unglücklich Gebildete Sie beneiden würden; das seelenvolle Auge, dessen Strahlen die Gewalt der Krankheit nicht zu brechen vermochte, und was diese jetzt raubte, hätte später die Zeit doch genommen. Oft entziehet der Himmel uns ein irdisches Gut nur, um uns ein ewiges dafür zu geben, und so wird der Abfall dieser vergänglichen Blüthen in Ihrem Gemüthe den Ansatz schönerer Früchte zeigen!"

Die Folgezeit wird uns darüber belehren, ob Justine wahr gesprochen habe, und wie Ludmilla der, durch dieses Ereigniß an sie ergangenen Aufforderung, ihre innere Welt anzubauen, Genüge leistete.

Wir haben den Baron verlassen, wie er fern von der Heimath und dem, ihm von der Vorsicht angewiesenen Pflichtenkreise rastlos den verschmäheten Frieden suchet; wir wenden uns von Ludmilla, welche mit allen Kräften ihrer Seele nach Ruhe ringet und ein fleckenvolles Jugendleben durch Werke der Milde und Selbstverleugnung zu bedecken strebt, und kehren nun wieder zu Claudie zurück, die gar nichts in ihren Wollen und Handeln zu ändern braucht, weil dies immer gut und edel war, auch nichts thut, um das unsägliche Weh in ihrer Brust zu lindern; sondern in sanfter Geduld und kindlichem Stillhalten eine Seelenstärke entwickelt, wie solche oft den allerzartesten Naturen am meisten eigen ist.

Monate waren vergangen, seit jene Katastrophe Claudie von ihrem Gemahl getrennt hatte, und ein banges, ödes Schweigen war dem fürchterlichen Sturme gefolgt. Der nun ausgetobte Orcan der Leidenschaften hatte zwar das Herz des Barons von manchem Gifte gereinigt und Ludmilla's verhärtetes Gemüth in seinen Tiefen erschüttert, aber er hatte auch Claudiens schuldlose Freudenblüthen gebrochen, ihren Muth gebeugt, ihr Hoffen getödtet. — Alle Nachrichten von Norwallen verstummten, ehe sie den Hochstein erreichten, und stahl sich ja einmal eine Kunde in das Ohr eines Domestiken, so ward solche ängstlich verborgen gehalten, um Claudie, die von Allen Geliebte, zu schonen. So wußte, oder glaubte sie vielmehr nichts Anderes, als daß Ludmilla die nunmehrige Gemahlinn des Barons im Besitz aller, ihr durch diesen Rang zustehenden Rechte und in der Erfüllung ihres heißesten Wunsches glücklich sei; auch blieb ihr der Gedanke fern, daß die jetzige Ehe des Barons nicht der Culminationspunkt seiner sträflichen Neigung, son-

dern ein Opfer sei, welches er der Gerechtigkeit und Dankbarkeit mit einem reuigzerrissenen Herzen darbringe. Hätte Claudie wissen können, wie innig, aber wie trostlos zugleich Ludwig ihren Werth jetzt empfinde, wie der Gegenstand seiner Vergehungen sich so schnell in das Werkzeug seiner Strafe verwandelt habe, wie nur bei der Erwägung, welch hohes Glück, und um welchen Preis er es nun für immer verloren habe, körperliche Schwäche ihn vor der Verzweiflung schützte und ihm die Wohlthat einer tiefen Ermattung gewährte; es würde mancher Tropfen Balsam des befriedigten Gefühls die Wunden ihres Herzens gekühlt haben, welche um so tiefer strömten und stärker schmerzten, als ein geduldiges Lächeln sie stets bedeckte und den Blicken der Theilnahme entzog. Graf Hochstein empfand in einem nie gefühlten Wehe den leidensvollen Zustand seiner Tochter. Ach! ein Vater- oder Mutterherz spiegelt ja wohl immer die Empfindungen, welche die Brust des Kindes durchzittern, vergrößert zurück! — Wenn in Claudiens reinweiblichen Gemüthe jede Erinnerung an das erlittene Unrecht nur zur wehmuthsvollen Trauer über Ludwigs tiefen Fall und Ludmilla's Gesunkenheit ward, wenn jede Anreizung zu Groll und Empfindlichkeit nur dazu diente, ihr tröstendes Bewußtsein hervorzuheben, so war in dem Herzen ihres Vaters das Mitleid mit der unglücklichen Claudie nur der Schärfe und Bitterkeit gegenüber zu stellen, mit welchem dieser Ludwigs Verirrung und den Leichtsinn von dessen Verführerinn beurtheilte. Der ruhige, gleichmüthige Mann war heftig, auffahrend, ja gallsüchtig geworden. Oft mitten im gleichgültigsten Gespräch verlor er den Zusammenhang; sein Auge flammte furchtbar auf, über seine Lippen bebten einzelne, unzusammenhängende, harte Worte, seine Hände ballten sich

— aber ein flehender Blick aus Claudiens milden Augen, welcher ihm die Bitte: Vergebung! Versöhnung! zustrahlte, besänftigte ihn dann wieder.

Einstmals war Graf Hochstein in vorzüglich gereizter Stimmung gegen seinen gewesenen Schwiegersohn. Claudie strebte vergebens ihren Vater zu beruhigen, oder doch wenigstens ein anderes Gespräch einzuleiten; er sprang auf und sagte mit ungewöhnlicher Heftigkeit: „Nein, Claudie, schweig davon! Es ist ein Unmensch, dieser Norwallen! eben so schwach als grausam, so unzuverlässig als heuchlerisch! — Hätte er mir nach dem Leben getrachtet, ich wollte ihm, meinem Mörder — versöhnlich die Hand reichen, sobald er sein Unrecht erkenne; aber daß er Dich, Du sanftes Lamm! so hinterlistig betrügen konnte und so wenig zu würdigen wußte, um Dir eine Dirne, wie diese Ludmilla — zur Nachfolgerinn zu geben; das ist eine Sünde, eine Schmach, die ich ihm nimmer verzeihen kann!“

Claudie seufzte schwer; sie wollte den Vorstellungen ihres Vaters gern eine andere Richtung geben und entgegnete: „Dieser sanfte Sinn, wenn er anders mein Eigenthum ist — macht es mir allein möglich, mein schweres Schicksal zu besiegen. Glaube mir, mein Vater, Geduld und Sanftmuth, wenn sie nämlich die rechte Stütze haben, Du weißt es, daß ich einen frommen Kindesglauben meine — und ihr hohes Urbild nicht aus den Augen verlieren, machen unüberwindlich gegen die Verunglimpfungen der Menschen. Gottlob! in meiner Seele ist nur Schmerz, nicht Haß. Er würde mich erdrücken!“ Dem Grafen stiegen ein paar Thränen ins Auge, und diese Tropfen löschten die hochflammende Gluth seiner empörten Gefühle.

In dem Bestreben, Claudie zu erheitern, sie wenigstens

durch Unterhaltung zu zerstreuen, vernachläſſigte Graf Hochstein jetzt seine Lieblingskunst, die Malerei, welcher er doch sonst einen großen Theil seiner Zeit gewidmet hatte. Auch versagte sich ihm der Genius hartnäckig. Unmuthig schob er einst die Palette von sich und sagte: „Nein, es geht nicht! Ich fühle es, Frieden und Liebe sind die treuen Begleiter der Kunst! In einer erhitzten, von den schwarzen Bildern einer tiefen Kränkung erfüllten Phantaſie wird sich kein Ideal verklären; eine zornbebende Hand kann niemals mit Sicherheit die Verhältnisse der Schönheit und Natur zeichnen!“

Unmerklich erwachte in dem Grafen die Sehnsucht nach Menschen, nach Mittheilung, und mit leisen Selbstvorwürfen sah er sein Haus fast gänzlich vereinsamt. Er gebrauchte die seltsamsten Vorwände, um den alten Prediger des Dorfes Hochstein zu sich bitten zu lassen, und benutzte die geringfügigsten Veranlassungen, um einen Besuch von dem Doctor zu erhalten, welchen er alsdann bei mancher Flasche alten Rheinwein zu fesseln wußte. Ja, er wagte es sogar, zarte Fäden der Bekanntschaft mit seinen Nachbarn anzuknüpfen; aber die früher Verschmäheten hatten sich einmal daran gewöhnt, den Grafen als einen Menschenfeind zu beurtheilen, und so blieben seine leisen Anregungen zu gegenseitiger Näherung gänzlich von ihnen unbeachtet.

Die Menschen sind schwer und langsam von der Aenderung einer Sinnesweise zu überzeugen; sie hangen fest an der einmal vorgefaßten Meinung. So kann zum Beispiel derjenige, welcher das Glück der öffentlichen Achtung genießt, schon lange derselben unwürdig sein, ohne daß ein Tadel seine kühnen Schritte richtet, wenn hingegen die schönsten Handlungen des ehemals Fehlenden und jetzt Gebesserten,

noch lange der Argwohn und die Schmach der üblen Nachrede trifft.

Claudie bemerkte die ungewöhnliche Unruhe ihres Vaters, und diese Wahrnehmung war ihr der kräftigste Aufruf zu ihrer eigenen Ermuthigung. Dies Bestreben ward ihr dadurch erleichtert, daß sich ihr Körper nach und nach zu erholen begann. Sie bemühete sich ihr geistiges Auge von der Vergangenheit hinweg zu wenden, und der Zukunft entgegen zu schauen, aus deren unerforschten Fernen sie von den Ahnungen süßer Mutterfreude angewehet ward. Ihr Schmerz ward sanfter, ihre Empfindungen milder, ihrer Wehmuth entkeimten nach und nach neue Lebenshoffnungen, nur einige wunde Stellen in ihrem Herzen wollten nicht vernarben, doch diese blieben nach einer kleinen Scene, welche sich zu Anfang von Claudiens Aufenthalte bei ihrem Vater ereignet hatte, ferner durchaus unberührt.

Graf Hochstein ließ keinen Gegenstand für Claudiens Theilnahme unbeachtet, um diese von ihrem Grame abzuziehen. So erwähnte er eines Tages des Rittmeisters, hob kleine Züge von dessen Charakter hervor und warf die Frage auf, wie es ihm wohl jetzt ergehen und wo er sein möge? —

Claudiens wundem, weichem Herzen ward der Gedanke an den edlen Olgy, dessen Unglück sie, obgleich unschuldig, veranlaßt hatte zu schwer. Die fliegende Röthe der Angst bedeckte ihr bleiches Gesicht, ein tiefes Leiden drückte sich in ihren Zügen aus, ein leiser Seufzer war ihre einzige Antwort. Der Graf errieth mit Betroffenheit die Ursache von Claudiens Bewegung. Er reichte Claudie gerührt die Hand und sagte: „Vergieb mir, mein Kind, ich habe Dir weh gethan! Ich möchte das Unglück der Wassersucht vergleichen.

Nur zu oft schärfen Trostversuche das Wehgefühl des Bekümmerten, so wie die besten Stärkungsmittel das Uebel jener Krankheit nur verschlimmern."

Seit dieser Zeit erwähnte Graf Hochstein niemals mehr des fernen Olgy's, desto öfterer aber sprach er von Heimfried, und immer mit dem herzlichen Wunsche, daß er wieder da sein möchte. Auch Claudie wünschte mit heißer Sehnsucht den geliebten Lehrer zurück, welcher die seltene Kunst, zart zu trösten, so meisterlich verstand und so wohlwollend übte. Beide, der Graf wie auch Claudie, hielten die Erfüllung dieses Wunsches für sehr zweifelhaft, oder doch fern, während ihre öftere Erinnerung an Heimfried, ihr Verlangen nach ihm nur das Vorgefühl seiner Nähe war.

Der Sommer war vergangen; das buntschillernde Farbenspiel des Herbstes täuschte lieblich das Auge über das Ersterben der Natur und jene unnennbare Empfindung, welche die Freundlichkeit dieser segensreichen Zeit so leicht in feinorganisirten Menschen hervorbringt, und die bald wehmüthiger Genuß der Naturschönheiten, bald die süße Hoffnung auf die behagliche Ruhe des Winters, bald eine Erweiterung der Brust in sehnendem Verlangen nach unentfliehbaren Freuden, bald ein zufriedenes Zurückziehen in das Glück des häuslichen Familienlebens genannt werden könnte, berührte jetzt in ahnungsvollen Schauern Claudiens Gemüth. Noch war der Zeitpunkt nicht erreicht, an welchem Claudie ihre Entbindung erwartete, als sie eines Tages ein leichtes Unwohlsein verspürte, welches ihrer Vermuthung nach mit der bevorstehenden Katastrophe in keiner Verbindung zu stehen schien. Graf Hochstein fragte nach der Ursache von Claudiens auffallender Bläße; sie äußerte

eine leise Klage über einige Beschwerden, und sogleich ward nach dem Arzt gesendet. Es dämmerte bereits, als er erschien. Er hatte geflissentlich alle Geschäfte für diesen Tag abgethan, um, was öfterer geschah, die Nacht auf dem Hochsteine zubringen zu können. Er examinirte Claudie und verordnete ihr einige Mittel aus der, zu diesem Behufe mitgebrachten, kleinen Reiseapotheke, indem er lächelnd meinte, in einem Monat würde er wohl wiederkommen und ernstere Hülfsleistungen gewähren müssen. — Der Doctor war zugleich ein berühmter Geburtshelfer.

Der Abend brach herein, man saß traulich beisammen. Der frohsinnige Arzt verlor sich in die Erzählung von Jovialitäten, ein jedes Glas Punsch, das er trank, steigerte die Wärme seiner Darstellungen. Der Graf fühlte sich angenehm unterhalten und selbst Claudie ein wenig erheitert. Auf einmal lauschte Claudie gespannt auf und fragte horchend: „War das ein Wagen?“

Die Frage zerschnitt die Pointe einer interessanten Posse, und ungern hörte der Graf den Erzähler unterbrechen. Er bedeutete die Fragerinn flüchtig, es sei der Wind, welcher mit herbstlichem Ungestüm durch die Wipfel der Bäume rausche. Jetzt pochte es heftig an das äußere Schloßthor, es ward geöffnet, es entstand ein freudiger Tumult, ein verworrenes Geräusch ließ nichts deutlich verstehen; der Lärmen kam näher, jetzt ward die Thüre aufgerissen, und welche Ueberraschung! Heimfried, den kleinen Fedor Olgy an der Hand, trat, von allen Domestiken umgeben, in das Zimmer.

Umarmungen und laute Ausrufungen der Freude erstickten vorerst die Fragen nach der Veranlassung dieser plötzlichen Erscheinung, aber bald machte sich auch die Neugier Luft, und jetzt erst sah man, wie blaß und abgekommen

Heimfried aussehe, und daß ein schwarzer Kreppflor der ominöse Schmuck von des kleinen Fedors Hütchen sei. Der Graf bemerkte das Erstere, Claudie das Zweite. — Heimfried schöpfte Odem und antwortete mit Fassung: „Die Gräfinn Olgy ist todt! Sie folgte binnen kurzer Zeit ihrem vorangegangenen zweiten Gemahl.“

„Ist es möglich!“ rief höchst bestürzt der Graf, „die Gräfinn ist todt?“ Und erschüttert fügte Claudie hinzu: „Diese jugendlichkräftige Frau?“ Mit einem schmerzlichen Lächeln entgegnete Heimfried: „Ja, ein zurückgetretener Schnupfen endigte in dreien Tagen dies blühende Leben und dessen stolze Entwürfe. Welch ein armseliger Dunst ist doch der Dünkel des armen Sterblichen!“

„Nun, und der Kleine?“ fragte Claudie dringend und streichelte die vollen, kalten Händchen des stummen Knaben.

Heimfried erwiederte: „Fedor ist nach einer testamentarischen Verordnung der sterbenden Mutter, der Mündel seines Stiefbruders, des Rittmeisters, und, durch eine specielle Vollmacht so lange meiner Obhut anvertrauet, bis Curt von seinen Reisen zurückgekehrt ist. Ich rechnete daher auf Ihre Güte, lieber Herr Graf, indem ich meinen Schützling mit in Ihr Haus brachte, das länger zu vermissen, mir nicht mehr möglich war. Doch,“ hier wendete sich Heimfried zu Claudie, „wäre es möglich, daß eine schreckliche Nachricht, welche in der letzteren Stadt an mich gelangte, mehr als ein leeres Geschwätz sei? — Man sprach von Scheidung — o sagen Sie! Nicht wahr, man log?“ Claudie blickte ihn betrübt an, dann antwortete sie sanft und langsam: „Nein, es war die Wahrheit, was Sie vernahmen, guter Heimfried! Ludwig ist nicht mehr mein Gemahl. Unsere Ehe ist gesetzlich getrennet und eine andere führt den Namen: Nor-

wallen.“ Diese Antwort versetzte Heimfried in ein schmerzliches Erstarren. „Großer, allmächtiger Gott!“ sagte er endlich, „so war also meine Ahnung nur allzurichtig! Liebe, unglückliche Claudie! O vergeben Sie es mir, daß ich mich so schwer von diesem Namen entwöhnen kann! Der Schrecken hat mir die Gedanken verwirret.“ Der Doctor, welcher höchst theilnehmend in dem kleinen Kreise gestanden und Alles mit angehört hatte, winkte jetzt dem Candidaten fortgesetzt zu und deutete mit so sprechenden Bewegungen auf Claudie hin, daß Heimfried wohl merkte, diese Pantomime heische Schonung von ihm für Claudiens Zustand. Er lenkte behutsam ein und sprach: „Nun, wir wollen uns diese erste schöne Stunde nicht trüben. Sie sei der Freude des Wiedersehens geweihet! Von nun an,“ fuhr er fort und drückte des Grafen Hand zärtlich an seine Brust, „soll mich nichts mehr von Ihnen trennen! Hier will ich leben, hier will ich sterben, hier —“ fügte er mit gebrochener Stimme hinzu, „will ich auch begraben werden!“ Der Graf drückte seinen Freund mit Innigkeit an seine Brust. „Gottlob!“ sagte er triumphirend, „daß wir unsern Heimfried nur wieder haben! Mit Ihnen ist wahrlich! alle Freude, alles Glück von uns gewichen. Denn mit der Abreise der Gräfinn Olgy vom Hochstein ging das Elend bei uns an. Ich erinnere mich dessen sehr deutlich.“

Jetzt ward ein Abendbrod für die Angekommenen aufgetragen. Nach dem Genuß desselben setzte man sich aufs Neue zusammen, und Heimfried erzählte, daß die Gräfinn Olgy seit ihrer letzten Reise nach Deutschland nie mehr recht heiter geworden sei. Diese Stimmung habe sich verstärkt, als sie den ersten Brief von ihrem Sohne, dem Rittmeister, nach seiner Rückreise von Liefland aus der Garni-

son, erhalten habe." Eine leichte, aber sprechende Bewegung Heimfrieds gegen die erröthende Claudie machte dieser bemerklich, daß ihre abschlägige Antwort an Curt der Inhalt jenes Briefes sei. Ferner — erzählte Heimfried weiter — habe, um das geheime Mißvergnügen der Gräfinn noch zu schärfen, ihr zweiter Sohn Michael, welchen sie ganz nach ihren Grundsätzen erzogen, und der auch in seiner Gesinnung und Handlungsweise den mütterlichen Geist treu copire, sich ganz gegen den Willen derselben mit einem höchst leichtsinnigen Mädchen verbunden, und in seiner leidenschaftlichen Verblendung der Geliebten die Abneigung seiner Mutter gegen sie verrathen. Die junge Dame habe nun, um sich dafür zu rächen, den Sohn vorerst gegen die Mutter erkältet und dann in Gemeinschaft mit demselben stets das Gegentheil von dem gethan, was die Gräfinn als schicklich und statthaft erkenne. Von dieser Zeit an habe die Gräfinn einer wahren Betrübniß Raum gegeben. Sie habe öfterer als sonst mit Heimfried über die wichtigsten Gegenstände für Geist und Gemüth, als: Wahrheit, Liebe, Tugend und Religion gesprochen; mit heißer, thränenvoller Rührung Claudiens, mit unverstellter Achtung des Grafen gedacht und einmal sogar geäußert: Wenn die Grundsätze desselben mehr wären als ein schöner, überirdischer Traum, was hätte sie dann nicht verloren! Die Reise nach Deutschland habe sie in ihrer Lebens-Philosophie irre gemacht, und sie sei entschlossen, den kleinen Fedor einen andern Weg, als den sie sonst für den alleinrichtigen erkannt, zu leiten, welches sie mit Heimfrieds Beihülfe zu vermögen hoffe, weshalb sie es denn als einen Segen des Himmels erkenne, den rechten Mann für ihren Zweck an ihm gefunden zu haben. Kurze Zeit nach dieser Sinnesänderung sei der Gemahl der Gräfinn

nach einem Krankenlager von wenigen Wochen gestorben, und die Gräfinn habe dies schmerzliche Ereigniß mit vieler Fassung aufgenommen, sei jedoch durch das kränkende Benehmen der Familie nach dem Tode des Grafen zu heftigem Verdruß gereizt worden. In dem Testamente des Verstorbenen sei die Gräfinn zur Obervormünderinn des kleinen Fedors ernannt, und jede beliebige Verfügung über den Knaben ihrem ununschränktem Willen überlassen worden. Noch habe der Testator seinen werthesten Freund, einen sehr edlen Mann, zum Nebenvormunde, nur zur Unterstützung der Mutter Fedors, bestimmt.

Dieser auffallende Beweis des ungemessensten Vertrauens und der höchsten Achtung des Grafen für seine Gemahlinn habe nun die Familie der Olgys auf das schärfste gegen die Gräfinn erbittert, welche ohnehin in dem Kreise ihrer Verwandten mehr gehaßt als geliebt worden sei, und diese feindliche Stimmung gegen sie durch kleine Uebermüthigkeiten, auch je zuweilen durch drückende Anmaßungen und Aeußerungen der Herrschsucht einigermaßen verschuldet habe. Als sie einstmals in einer Gesellschaft von einem Olgy bitter beleidigt worden sei, habe sie das fremde Haus ohne die nothwendige Rücksicht auf ihre Gesundheit zu nehmen, verlassen und sich der kalten Nachtluft ausgesetzt. Ein angehender Schnupfen sei schnell zurückgetreten und Tages darauf in einem heftigen Fieber ausgebrochen, welches der lang verborgen gehaltene Aerger sehr gefährlich gebildet habe. Am zweiten Tage ihrer Krankheit habe die Gräfinn in einer lichten Stunde dringend nach dem Freunde ihres Mannes, ihrem Assistenten, verlangt, und als dieser geholt worden sei, eine geheime Unterredung mit ihm gehabt. Darauf sei Heimfried zu ihr gerufen worden, welchem sie mit schon

unklar werdenden Gedanken ihr Kind übergeben habe; worauf sie alsdann bald in einen völlig bewußtlosen Zustand gefallen und in der dritten Nacht gestorben sei.

Einige Tage nach dem Begräbnisse der Gräfinn habe der Vormund des Kleinen mit Heimfried alle Einzelnheiten der zu übernehmenden Verpflichtung durchgesprochen und festgesetzt; ihm hierauf eine Vollmacht ausgestellt, welche den Erzieher vor jeder Verantwortlichkeit, der ausgenommen, die er Gott und seinem Gewissen schuldig sei, sichere. Als der Gräfinn letzter Wille, welchen sie schon vor ihrer Krankheit entworfen und gesetzlich gemacht hatte, geöffnet worden sei, habe sich ergeben, daß sie ihr vormundschaftliches Recht über den kleinen Fedor an ihren ältesten Sohn, den Rittmeister cedire, den zweiten Vormund aber zur Verwaltung von des Kindes großem Vermögen bis zu dessen Volljährigkeit verpflichte. Ein verhältnißmäßiges Erziehungsgeld sei ausgesetzt und bestimmt worden, dies alljährlich in Anweisungen nach Deutschland zu senden. Für das erste Jahr habe Heimfried es pränumerando in Empfang genommen. Nachdem nun jede nöthige Anordnung getroffen gewesen sei, habe Heimfried mit seinem Zöglinge die Reise angetreten, deren schönes Ziel ihn jetzt in dem Wiedersehen seiner geliebten und unvergessenen Freunde erfreue. —

Die kleine Gesellschaft hatte diese Erzählung mit dem gespanntesten Interesse angehört, und weder der Graf, noch der Doctor es bemerkt, daß Claudie immer bläßer und bläßer geworden war. Jetzt stand sie auf und wünschte Allen mit leiser Stimme eine gute Nacht; ihr Weggehen befremdete Keinen, da man wußte, sie sei den Tag über unpäßlich gewesen. Aber kaum war Mitternacht vorüber, als Claudiens Kammerfrau den Doctor zu Hülfe rief und den Gra-

fen aus dem ersten Schlafe mit der Nachricht weckte, die Frau Baroninn sei sehr krank und ihre Stunde wahrscheinlich nahe. Und so war es auch. Erhöhete Gemüthsbewegungen, als: Freude, Schrecken, Ueberraschung und die Erinnerung an Gegenstände, welche allemal erschütternd auf Claudie wirkten, hatten ihre Entbindung gezeitiget, und der Doctor sah sich vom Drange des Augenblicks zu ernsten Beistandsleistungen aufgefordert.

An dem Fenster eines Nebenzimmers, stand Graf Hochstein und schauete mit ängstlichklopfendem Herzen in die stille monderhellte Herbstnacht hinaus. Jeder Wehlaut, der durch die Wand an sein Ohr schlug, machte ihn innerlich erbeben, obgleich er sich durch frommes Aufschaun zu den sternenlichten Höhen Muth und Trost zu erringen strebte.

„Welche Aengste," sagte er zu sich selbst, „feiern den Eintritt in das Leben des Menschen, welche Schmerzen seinen Ausgang aus demselben. Und zwischen beiden liegt das arme Dasein mit seinen Täuschungen, seinen vergänglichen Blüthen, seinen zertrümmerten Hoffnungen, seinen unerfüllten Wünschen! O! wenn das Grab und der tröstende Blick in ein Jenseits nicht wäre, welche Aussicht jede, auch die heißeste Thräne zu trocknen vermag, welchen Werth würde das Leben haben? Aber die Natur schlingt ihre Bande so fest, daß selbst der freieste Geist sich nicht loswinden kann! Claudie! O Gott, schütze ihr Leben und erhalte sie mir."

Die Nacht verging in ängstlicher Erwartung. Der blasse Schimmer des Herbstmorgens erglänzte, und durch den dichten Nebel, der Berg und Thal in große Massen verhüllete, ward ein trübes, in Grau verschwindendes Morgenroth sichtbar. Es war jetzt seit einigen Minuten so still in dem Zimmer geworden, worin Claudie den heiligen Kampf kämpfte,

daß der lauschende Graf das Klopfen seiner Brust vernehmen konnte. Da öffnete sich die Thür, und Graf Hochstein fürchtend, Schreckliches zu hören, sank mit zurückgehaltenem Athem in einen Sessel — aber der Doctor steckte den Kopf durch die Spalte und sagte: „Es ist vorüber! Wir haben ein Mädchen. Das Frühstück wäre verdient und herrlich soll es mir jetzt schmecken.“

Ein frohes Zittern durchdrang den Großvater. Die Wonne der ersten Vaterempfindung, welche einst den jugendlichen Mann in Entzücken berauschte, erneuerte sich jetzt in ihm, aber zu wehmüthiger Freude, zu gerührtem Dank gegen Gott geläutert. Doch jetzt, als die Spannung seiner Gefühle nachließ, empfand er auch in großer Erschöpfung die Folge dieser ruhelos und angstvoll zugebrachten Nacht. Er lehnte sich in einen tiefen Armstuhl und bald wiegte der Gedanke, die gefürchtete Gefahr sei überstanden und Claudie im Besitz eines Gegenstandes, den ihre Liebe und Sorge ausschließend umfassen werde, den Müden in einen süßen Schlummer. Als er erwachte, sagte man ihm, daß die Baroninn nach ihm verlange, und sogleich eilte er in das Wochenzimmer. Durch die herabgelassenen Fenstervorhänge, fiel ein sanftes, gemildertes Licht auf das blendende Lager, in welchem Claudie bleich, aber schön, einem Wachsbilde gleich, ruhete. Unter dem feinen, sich an die edlen Formen des Gesichts enganschließenden Häubchen blickten die blauen Augen hervor, welche mehr in stiller Seligkeit, als vom Schmerz ermattet schienen. Ein wonniges Lächeln schwebte um den blassen Mund, und die schneeweiße Hand lag, schützend und Besitz nehmend, auf dem zierlichen Körbchen, in welchem dicht neben dem Bette der Mutter, die Kleine schlummerte. Der Graf näherte sich leise und langsam dem Lager.

„Gott segne Dich, mein Kind, und beglücke Dein erneuetes Leben!“ sagte er tiefbewegt, und neigte sich ein wenig herab, um Claudiens dargereichte Hand zu drücken. Ein paar Thränen rollten auf die Bettdecke. Doch jetzt gewahrte der Graf, daß der Doctor ihn mit ängstlichen Mienen in einen Fensterbogen winke, und er folgte, nach einigen zu Claudie gesprochenen Worten, dem stillen Rufe.

„Hören Sie, lieber Herr Graf,“ hob der Doctor zu flüstern an, „das Kind, welches unfehlbar um einen Monat zu früh gekommen, ist so schwach, daß ich fürchte, wir werden es kaum erhalten. Ich würde es daher als wohlgethan erachten, wenn Sie die Frau Baroninn auf diesen Fall vorbereiteten.“ Der Graf fuhr bestürzt zusammen, doch faßte er sich alsbald wieder, und entgegnete, „es mag sein, lieber Doctor, daß das Kind schwach ist, aber das Leben desselben ist ein so nothwendiger Ersatz für schwere Verluste, die Heilung und die Hoffnung eines wunden, zerrissenen Herzens ist so ganz einzig und allein an dieses zarte Dasein geknüpft, daß ich nicht fürchte, die Vorsicht habe unser spotten wollen, indem sie uns eine Schadloshaltung zeigte, bloß um sie uns wieder zu entziehen und unsern Kummer hoffnungslos zu machen.“ Der Arzt zuckte mitleidig die Achseln. Er antwortete; „Ach! wohl ist Manches schon geschehen, was der Mensch kaum für möglich hielt, und was unserer Kurzsichtigkeit im Widerspruche mit der Güte des Höchsten zu stehen schien. Dem Augenscheine nach — doch wir wollen Alles thun, um das Kind zu erhalten.“

Späterhin ward auch Heimfried zum Zutritt bei der Wöchnerinn gelassen. „Sagte ich es nicht,“ rief Graf Hochstein mit heitern Blicken, „daß uns Heimfried den Segen wieder ins Haus bringen würde? Seinen Eingang

bei uns bezeichnet ein frohes Ereigniß, und dies sei uns das Pfand, daß unser Schicksal versöhnt sei.“ Heimfried drückte dem Grafen zärtlich die Hand, dann beugte er sich über das Körbchen, und sagte mit Weihe: „Der da der rechte Vater ist, über Alles, was Kinder heißt, im Himmel und auf Erden, segne Dich, o Du theures Kind, durch seine Gnade mit Geist und Güte, mit Seelenstärke und Herzensmilde, mit Geduld und Hoffnung! Und pflanze in Dir den edlen Sinn der Hochsteine fort, der diese Familie eben so hoch über die Gewöhnlichkeit und das Leben des Staubes erhebt, wie ihr Stammsitz über Flächen und Tiefen emporragt.“ Alle schwiegen feiernd, als dieser Segen ausgesprochen ward; der Doctor blickte den Grafen beifällig lächelnd an, doch Fedor Olgy unterbrach die Stille des Augenblicks. Der Knabe hatte an dem geflochtenen Bettchen des Kindes gestanden, und unablässig mit neugierigem Interesse die kleine Schläferinn angeblickt. Jetzt, da keines Andern Wort ihn zum Schweigen verurtheilte, schlug er die großen, schwarzen Augen bittend auf, und sagte: „Willst Du mir wohl einen Gefallen thun, liebe Claudie?“ Diese nickte dem Kleinen freundlich zu, und er fuhr fort, „so laß das Kind Manon heißen! Ich bitte Dich, erfülle mir schon diesen einzigen Wunsch!“

„Manon?“ wiederholten Alle befremdet, und Graf Hochstein fügte hinzu: „Wie kommst Du auf diesen fremdartigen Namen, Fedor?“ „Das will ich Ihnen sagen;“ antwortete Heimfried, „Fedor hatte in Liefland eine kleine Freundinn, die wie ihre Mutter, welche eine geborne Französinn war, so hieß. Das schöne, blühende Mädchen starb wenige Tage vor unserer Abreise an den Rötheln, und die Zerstreuungen der Reise vermochten es nicht, meinen kleinen Gefährten

über diesen Verlust zu trösten. Da er ein besonderes Zeichen für seinen Schmerz begehrte, und nicht zufrieden war, als man ihm sagte, er trauere ja schon um die Mutter, welches die Bedeutung des schwarzen Bandes um seinen Arm sei, da willfahrte man dem kleinen Eigensinn, und der Trauerflor um Fedors Hut feiert das Andenken der verstorbenen Manon."

„Mein Kind soll Manon heißen, ich verspreche es Dir, Fedor!" sagte Claudie mit schwacher Stimme, und fügte noch hinzu, „ich will durch diesen Namen der Kleinen ein Anrecht auf Deine Liebe geben."

Länger als ein Jahr war bereits verflossen, seit der Rittmeister Olgy sich auf Reisen befand, und in der wechselvollen Neuheit fremder Gegenstände seinen quälenden Erinnerungen zu entfliehen strebte. Aber nur zu bald erkannte er, daß, wen der Schmerz begleite, der Freude selten begegne, und daß ein offenes, fröhliches, ungedrücktes Gemüth nur allein das Organ sei, durch welches wir die Herrlichkeit der Natur zu empfinden vermögen. Träumend lag er in der Ecke des Wagens, und ungesehen flohen die reizendsten Gegenden an ihm vorüber. Mit tiefen Seufzern erwog er dann die Härte der Erfahrungen, welche sich in den letzten zwei Jahren seines Lebens zusammengedrängt hatten, um ihn in ihrem Laufe mit den tiefsten Zügen des Grames bekannt zu machen. Die Geliebte hatte ihn betrogen, und mit heißer Scham gedachte er seiner leidenschaftlichen Verblendung gegen Ludmilla's Unwürdigkeit. Noch lag er in jenen schmachvollen Fesseln, da erschien ihm in

Bayerische Staatsbibliothek München

Claudie das Ideal seiner stillesten und seligsten Träume. In dem reinen Glanze von Claudiens Liebenswürdigkeit, verschwand Ludmilla's trügerischer Schimmer, aber sein, an diese gegebenes Wort machte es ihm unmöglich, Claudie, und, wie er mit trostloser Ueberzeugung fühlte, mit ihr den Himmel auf Erden sein zu nennen. — Doch noch ehe seine Mutter, welche der Zufall zur Zeuginn von Ludmilla's Treulosigkeit gemacht hatte, den Sohn in Kenntniß von dem Verrathe setzte, der ihn umsponnen halte, war die Geschäftigkeit der Schmähsucht diesem Bestreben zuvorgekommen, und Curt von allem unterrichtet worden. Jetzt mußte sein Ehrgefühl die Bande zerreißen, welche nur seine Pflicht-Anerkenntniß, nicht die Liebe mehr zusammenhielt. Er war nun frei, aber — wir wissen ja, von welchem Gesichtspuncte aus er als ungeziemend betrachtet hatte, sich so bald um der geliebten Claudie Hand zu bewerben; und diese Zögerung, welche sein Zartgefühl geboten und die Vernunft gebilliget hatte, entschied über das Unglück seines ganzen Lebens. Ach! mit welch heißem Schmerze fühlte er jetzt, wie wichtig es sei, daß der Augenblick, der schnellentfliehende, ergriffen und in seinen glücklichen Fügungen benutzt werde!

Eine leise Ahnung, ein Gefühl, welches, obgleich von dem Verstande als Regung der Eitelkeit verurtheilt, dennoch nicht niederzukämpfen war, sagte ihm, daß auch Claudie vielleicht nicht mit voller Zustimmung ihres Herzens gewählt habe, und so hätte er, fände Claudie sich nicht ganz in ihren Erwartungen befriediget und ihr schönes Herz verstanden, auch das Unglück dieser reinen Seele veranlaßt. Welche Marter lag in dieser letzteren Vorstellung! Aber auch wie viel Süßes in der Qual des Gedankens, daß Claudie ihn

wohl geliebt haben könne, gewiß geliebt haben würde, wäre — — er vermochte es nie, sich dies Bild deutlich auszumalen. Aber wenn seine Erinnerungen an den letzten Ereignissen während seines Aufenthaltes in der Garnison hafteten, so fühlte er sich an der feinsten Nerve des männlichen Gefühls verwundet. Im dumpfen Hinbrüten über die Grausamkeit seines Schicksals, hatte er sogar die sonst so sehr von ihm geliebte Dienstpflicht vernachlässiget, sich kleine Rügen von seinen Vorgesetzten und das demüthigende Mitleid seiner Untergebenen zugezogen. O! jeder Tropfen Blut in seinen Adern ward zur Flamme, sobald er sich dies lebhaft vergegenwärtigte. Seine zerstörte Gesundheit, die gebrochene Blüthe seines kräftigen Körpers rächten jene Schwäche des Gefühls nur zu grausam und fürchterlich! Er hatte eine Berufsart aufgeben müssen, welcher er bis dahin mit Leidenschaft, mit Ruhm und Auszeichnung vorgestanden hatte. Alle Hoffnungen seines Herzens, alle Freuden seines Lebens lagen zertrümmert hinter ihm, und vor ihm breitete sich eine weite, grauenvolle Oede aus. In diesem Zustande hatte er einige Monate verlebt, und während dieser Zeit manchen reizenden, oder merkwürdigen Ort durchreist; die Vorzüglichkeiten derselben aber auch nur *gesehen*, nicht mit regem, lebendigem Geiste aufgefaßt. Jetzt fingen seine Empfindungen an allmählich milder zu werden, die Gesichtspunkte, von welchen aus er die Vergangenheit überblickt hatte, verschoben sich nach und nach, und manche Schattenstelle trat in ein günstigeres Licht. Schon entwarf er mancherlei Plane für die Zukunft, und jeder Tag brachte mehr Bestimmtheit in diese leichtentworfenen Zeichnungen. Er war zuletzt entschlossen, sich irgendwo in einer anmuthi-

Bayerische Staatsbibliothek München

gen Gegend ein Gütchen zu kaufen, und dort in philosophischer Ruhe, den Wissenschaften, dem Glücke seiner Unterthanen und dem Genusse der Natur zu leben. Heirathen? Nein, das war auf immer vorbei. Es gab keine zweite Claudie auf Erden! Und sollte er mit der Aussicht, daß das Ziel seines Lebens vielleicht schon an der Grenze der Jugend gesteckt sei, sich mit kränklichem Körper und getheiltem Herzen um ein blühendes Geschöpf bewerben und die gerechten Hoffnungen desselben, auf eheliches Glück, so grausam täuschen? Siechen Kindern ein schmerzliches Dasein geben? — „Nein! ich heirathe nie!“ wiederholte er laut, und das Echo tönte weithin spottend dies Gelübde der Resignation nach.

Das Ausmalen dieser Zukunftsbilder beschäftigte seine Phantasie mit immer stärkerem Interesse. Er fühlte schon das linde Wehen des Friedens um das selbst angelegte Haus; er empfand im Voraus den Flügelschlag der seligsten Ruhe in seiner Brust, worin die Stürme der Leidenschaft ausgetobt hatten. Doch alle diese Entwürfe und Vorstellungen nahmen, obgleich leise, doch innige Beziehungen auf die geliebte Claudie. Ohne daß der Rittmeister es sich selbst zu gestehen wagte, erhielten alle seine Gedankengemälde von der Erinnerung an sie Stellung und Licht. In Claudiens Nähe sollte sein künftiger Wohnsitz sein. Unbemerkt wollte er wie ein schützender Genius über ihr Glück wachen, und von seiner Aufmerksamkeit die Gelegenheit erharren, ihr zu nützen. Wie sehr solch ein Verhältniß gefährlich für seine Ruhe werden müsse, welche doch der Hauptzweck seines Strebens war, mochte er geflissentlich nicht erwägen. Er beeilte nun seine Reise, um diese Träume realisiren zu können, und nahm dabei so wenig Rücksicht auf seine Gesund-

Bayerische Staatsbibliothek München

heit, daß diese Erschöpfungen seiner ohnehin geschwächten Kraft gefahrdrohend für ihn werden mußten.

Schon hatte er Deutschlands Grenzen wieder erreicht, als ihn auf einer ländlichen Poststation ein heftiger Bluthusten überfiel. Der gerufene Arzt erklärte diesen Vorfall für eine Folge heftiger Erschütterungen, das ausbrechende Fieber für ein entzündliches und in seinen Erscheinungen bedenklich, den Zustand des Kranken überhaupt, als einen, die zarteste Schonung erheischenden. Der Postmeister, ein gutmüthiger Mann, bot dem Rittmeister ein leerstehendes Stübchen in seinem Hause an, das er so lange benutzen könne, wie er wolle, und die Frau des Postmeisters, ein freundliches, gefälliges Weibchen, machte sich anheischig, für die Pflege des Kranken Sorge zu tragen. Wie bekümmernd nun auch dem Rittmeister dieser neue Krankheitsanfall war, welcher ihm den Beweis davon gab, wie verletzbar und angegriffen seine Brust sei, wie unerwünscht ihm jede Verzögerung seiner Reise gekommen sein würde, wäre sie auch von anderer Art gewesen, so dankte er doch Gott, daß ihn der Zufall zu so guten Menschen und in die Hände eines höchst geschickten Arztes geführt hatte. Der Letztere wohnte zwar in einer Entfernung von mehreren Meilen, aber er war jung, hülfswillig und bereit jedem Rufe zu folgen, und so besuchte er seinen Kranken täglich. Er äußerte den Wunsch, den Rittmeister längere Zeit behandeln und sich auf eine gründlichere Cur einlassen zu können, und der Kranke ging in dieses Verlangen ein und versprach, so lange zu verweilen, als es der Arzt für nöthig erachten würde.

Der Doctor war kein Prahler. Der Leidende erholte sich schneller, als zu hoffen man berechtiget gewesen war, und so wie seine Gesundheit wiederkehrte, erheiterte sich auch

sein Gemüth ein wenig. Noch immer ward nicht an die Abreise gedacht, und der Rittmeister in dem freundlichen Posthause täglich einheimischer. Doch ein seltsamer Zufall unterbrach plötzlich stürmisch die tiefe Stille, in welche die Ermattung der Krankheit, die fremden Umgebungen und die wohlthuende Theilnahme der guten Menschen, mit denen er in Berührung stand, seine leidenschaftlichen Gefühle gewiegt hatten.

An einem heiteren, sonnenwarmen Herbsttage saß der Genesende in einer Laube von zusammengezogenen Linden, mit welchen ein großer, freier Platz vor dem Posthause beschattet war. Hier konnte er, ohne den Blicken der Ankommenden ausgesetzt zu sein, einen Theil des Dorfes, mehrere, von verschiedenen Richtungen auslaufende Straßen und zur rechten Hand das Posthaus mit seinem geschäftigen, ländlichen Treiben übersehen. Es war dies das Lieblingsplätzchen des Rittmeisters, und auch heute hatte er, da die Luft so lau und mild wehete, sich, wie schon öfterer, den Kaffee dahin bringen lassen. Der schmetternde Ton eines Posthornes weckte ihn aus stillen Träumereien, er blickte auf, eine Extrapost flog die Straße herauf und hielt vor dem Posthause. Ein junger, wohlgekleideter Mann, dessen blasses Gesicht dem Rittmeister bekannt schien, lag schlafend in der Ecke des Wagens. Ein geheimnißvoller Zug nöthigte ihn, den Fremden fortgesetzt zu betrachten; dieser öffnete jetzt die Augen, und plötzlich durchblitzte den Rittmeister die Erkenntniß: der Angekommene sei der Baron Norwallen, Claudiens Gemahl!

Aber welche Veränderung war mit dem Baron vorgegangen, seitdem Curt vor zwei Jahren dessen Bekanntschaft auf dem Hochsteine gemacht hatte! Sein blühendes Gesicht

war bleich und eingefallen; die hellen Augen trüb und erloschen, in den Zügen, welche ehemals der lebendigste Frohsinn belebte, war ein finsterer, schwerer Gram abgeprägt. „O dieser Glückliche siehet nicht als ein solcher aus!“ dachte der Rittmeister mit scharfem Schmerze, und hätte lieber seinen eigenen Augen nicht getrauet. Claudiens Besitz, so meinte er — müßte selbst den Gebeugtesten aufrichten, den Kummervollsten erheitern, und hier sah er den entgegengesetzten Fall, und ein blühendes, kräftiges Leben wie es schien, in seinen Tiefen erschüttert. „Es ist nicht möglich!“ sagte er leise vor sich, und konnte kein Auge von der räthselhaften Erscheinung abziehen. Jetzt kam der herbeigerufene Postmeister. Mit vieler Bescheidenheit entschuldigte er sich, daß er nicht im Stande sei, für den Augenblick Pferde zu schaffen, da das starke Zuströmen der Fremden heute auch das letzte Rößlein in Anspruch genommen habe; aber nach dem Verlaufe einer Stunde sollten ein paar frische, ausgeruhete Pferde zu seinem Befehle stehen. Der Baron fand sich, ohne ein Zeichen des Unmuths von sich zu geben, in diese Verzögerung und warf sich schweigend in einen Sessel, welchen man ihm auf ein schattiges Plätzchen, der Lindenlaube gegenüber, herbeigetragen hatte. Der Postmeister fragte, ob ihm irgend eine Erfrischung gefällig sei, und er forderte Kaffee, den er, ohne, wie es schien, sich des Genusses bewußt zu sein, bei einer Pfeife Taback genoß. Gedankenvoll starrte er vor sich hin, und folgte mit sinnenden Blicken dem bläulichen Rauche aus seiner Tabackspfeife, der in der klaren, durchsichtigen Luft in zarten Wölkchen schwamm. Kein frisches Umsichschauen, keine neugierige Frage nach Diesem oder Jenem verrieth irgend einige Theilnahme an der Außenwelt. Nur als die Wärterinn von des

Postmeisters einjährigem Kinde mit diesem dicht an ihm vorüberging, rief er die Frau zu sich, und betrachtete das Kind mit gerührtem Interesse und einigen liebkosenden Worten.

Die Stunde war längst vorüber, welche der Postmeister sich als Frist erbeten hatte, und noch zeigte der Baron nicht die kleinste Regung der Ungeduld. „O Gott! er ist gewiß unglücklich, und mein halbes Leben gäbe ich darum, könnte ich wissen wodurch?“ dachte der verborgene Beobachter, nachdem er jede Bewegung des Barons unausgesetzt bemerkt hatte. Doch jetzt kamen die Pferde; mit sparsamgemessenen Worten verabschiedete sich der Baron, und fort rollte der Wagen. Der Postmeister sah dem Reisenden kopfschüttelnd nach, dann zu dem Rittmeister in die Laube, und sagte: „Der sah auch grade nicht aus, als käme er aus dem Lande der Glücklichen! Ja, ja! Der Eine setzt die Postpferde in Bewegung, um sich eine Frau zu holen; der Andere, um solcher Gemeinschaft zu entrinnen; es mag wohl eben nicht die Schönste sein, welcher der blasse, junge Mann dort schon am ersten Ehemorgen entlaufen ist!“ „Wie? Um Gottes-willen! Was sagen Sie?“ fuhr der Rittmeister mit seltsamer Heftigkeit auf. Der Postmeister sah dem Fieberhaftglühenden befremdet an, dann antwortete er: „Nun, der Fremde dort, ist ein reicher Baron ans dem S.....schen. Seinem Aussehen nach würde ich ihn für krank, oder unglücklich halten. Wie er nun da so still bekümmert sitzet, faßt ihn meine Frau durch das Fenster ins Auge, und was sie vollends besticht, ist, daß sie stehet, er liebkoset unser Kind. Wie die Weiber sind! weichherzig und eitel. Mit nassen Augen fragt sie den Kammerdiener, ob sein Herr wohl schon verheirathet sei? — Der Gefragte macht ein

sonderbares Gesicht, und antwortet: Der Tag vor unserer Abreise war der Hochzeitstag meines Herrn. Meine Frau erschrickt, und will weiter fragen, aber da trete ich ins Zimmer, und gebe ihr einen ernsten Wink; denn ich kann das Ausfragen der Leute durch den Tod nicht leiden."

Der Rittmeister starrte den Erzähler an. „Es ist nicht möglich, Freund! Sie hörten falsch," sagte er fast zitternd. Dem Postmeister ward ängstlich zu Sinne. „Nun, so möge Ihnen meine Frau selbst erzählen; ich gehe, um sie zu holen," sagte er, dem Hause zueilend. Der Rittmeister folgte ihm mechanisch. Auf dem Stuhle, auf welchem der Baron gesessen hatte, lag etwas, schwach glänzend, im feingebrochenen Strahle der Sonne. Der Rittmeister nahm es auf, es war der Tabacksbeutel des Barons, welchen dieser dort vergessen hatte. Mit tiefer Wehmuth betrachtete der Erstere seinen Fund. Es war ein einfaches Netz von grüner Seide, nur geschmückt durch Claudiens in Goldschrift prangenden Namen. Dieser Name schloß in der Seele des Betrachtenden jeden Zweifel darüber aus, ob Claudie dem Baron angehöre? „O Claudie!" rief er schmerzlich, „Du bist die Seinige, und er entfliehet dem Paradiese? Welcher Fluch treibet den Unglücklichen von hinnen? Sollte, o allmächtiger Gott! seinem Herzen die Liebe für dies himmlische Geschöpf fehlen? Und vielleicht nur eine conventionelle Rücksicht ihn bewogen haben, sich um Claudie zu bewerben? Dann, o! dann wäre mein letzter Trost verschwunden! Dann hätte die Vorsicht Claudie mir versagt, um diese reine, innige Seele an einen kalten Gefühllosen zu knüpfen, welcher weder ihren Werth zu schätzen, noch ihr Wesen zu begreifen verstände. Giebt es wohl einen Ersatz für den Mangel an Liebe? — Wie diese Räthsel mich martern! Ich muß fort, um sie

zu lösen; ich will nach Norwallen, um mir Beruhigung zu holen, oder doch Gewißheit, wenn auch die der Verzweiflung.

Der Postmeister und seine Frau störten dies Selbstgespräch; gleichzeitig mit ihnen langte der Arzt an. Dieser bemerkte sogleich die exaltirte Stimmung seines Patienten, und fragte betroffen, was vorgefallen sei. Der Rittmeister sagte nun in einem Tone, dessen Bestimmtheit im Voraus jeden Widerspruch entkräftete: „Ich muß fort, lieber Doctor. Ein sonderbarer Zufall hat Alles, was in den Tiefen meiner Brust verschwiegen lag, stürmisch aufgeregt. Ein geheimnißvoller Drang treibt mich in die Ferne, um mir Antwort auf eine Frage zu holen, die über das Wohl oder Weh meines Lebens entscheidet."

Der Doctor war ein Mann im vollen Sinne des Wortes. Gestützt auf die Würde seines Berufes mit einer Sicherheit, welche aus der klaren Erkenntniß seiner Kunst hervorging, erwiederte er: „Nicht sicherer, nur schneller würden Sie dort (er zeigte auf einen nahen Weiher) die Flammen eines leidenschaftlichen Gefühles auf ewig kühlen, als wenn Sie in dem jetztigen Zustande Ihres Körpers sich auf's neue den Gefahren einer anhaltenden Reise aussetzten! Meine Pflicht erheischt es, Sie mit der Größe dieses Wagnisses bekannt zu machen; Ihrem Gewissen sei jedoch die Befolgung dieser Warnung überlassen." — Der Arzt verbeugte sich leicht. Der Rittmeister fühlte sich überwunden; die ungeheure Spannung seiner Gefühle ließ nach, er erblaßte, und sagte, die Hand sinnend an die Stirne gelegt: „Glauben Sie mir, lieber Doctor, es giebt Ereignisse in unserm Leben, welche als unbedeutende Zufälle vor uns erscheinen, und die unser innerster Sinn doch als geheimniß-

volle Berufungen des Schicksals erkennet. Weit eher und leichter würden wir unserer irdischen Natur ihre dringendsten Forderungen vorenthalten können, als daß wir es vermöchten, diesem leisen, geistigen Zuge zu widerstreben. Ich wenigstens fühle, daß ich es nicht kann, und darum thue ich, was ich muß."

Der Doctor entgegnete: „Es mag so sein, wie Sie sagen, Herr Rittmeister. Ich will nicht einmal erwägen, daß alle Zufälle nur das sind, wofür wir sie nehmen, und wozu wir sie machen wollen; und wie oft solch eine höhere Erkenntniß aus der überspannten Stimmung unseres Gemüthes, aus krankhafter Reizbarkeit erzeugt werden möge. Aber gönne man dem Körper doch auch sein Recht; nur wenn dieser in dem richtigen Gleichgewichte der Gesundheit gegen die Seele stehet, nur dann allein wird es dem Verstande möglich sein, darüber zu entscheiden, ob jene geistigen Winke Phantome seiner Einbildungskraft, oder Fingerzeige der Vorsehung seien. Vierzehn Tage, welche Sie hier noch in Ruhe verweilen, werden Ihrem Körper die Kraft zurückgeben, um ohne Nachtheil für Ihre Gesundheit Ihre Reise in kleinen Stationen weiter fortsetzen zu können, und da," der Arzt lächelte bei diesen Worten ein wenig ironisch — „die Schranken der Zeit das Reich der Geister nicht umschließen, so dürfte aus dieser Verzögerung auch grade keine Benachtheiligung für das Erreichen Ihrer unbekannten Zwecke erwachsen."

Der Rittmeister seufzte leise; der Arzt war ihm sehr lieb geworden, und dieser Seufzer betrauerte die geflissentliche Verstockung dieses guten, helldenkenden Mannes, der, wie viele seines Gleichen, die Stärke seiner Seele sich und

Anderen nur dadurch beweisen zu können glaubte, daß er des Höheren und Unbegreiflichen spottete.

Die festgesetzten vierzehn Tage waren nun auch verstrichen, und der Rittmeister verließ, von den dankbaren Wünschen des reich belohnten Postmeisters und dessen Frau gesegnet, von dem Arzte in die nächste Stadt begleitet, das freundliche Posthaus. Bei dem Abschiede von dem Arzte beschenkte er diesen mit zart sich äußernder Großmuth, nannte ihn seinen Freund, und sagte ihm, daß er fernerhin in dem Andenken an ihn, seinen Retter, die, sich zu der allgemeinen Pflicht, für seine Gesundheit Sorge zu tragen, gesellende, besondere Aufforderung finden würde, das Geschenk, welches er ihm in dem erhaltenen Leben unter Gottes Beistande gemacht habe, sich dauernd zu erhalten und für die Welt nützlich zu machen. Der Doctor schied mit großer Rührung und thränenvollen Augen, und der Rittmeister hielt Wort. Wie drängend auch die Ungeduld war, mit welcher er vorwärts strebte, so legte er doch täglich nur eine sehr mäßige Meilenzahl zurück, und hielt regelmäßig die bestimmten Ruhepunkte.

Der October war schon weit vorgerückt; aber die Milde der Luft, die sonnenhelle Heiterkeit der kurzen Tage ließen das Absterben der Natur diesmal in der freundlichsten Gestalt erscheinen. Die Erscheinungen des Herbstes stehen überhaupt mit einem trauernden, zur Wehmuth gestimmten Herzen in Harmonie. Dies empfand auch der Rittmeister. Die tiefe Stille in den beraubten Fluren und blätterlosen Hainen stimmte wohlthuend zu der Reizbarkeit seiner Gefühle, welche von dem Geräusche des geschäftigen Lebens, von den Lauten der Freude und Lust, so oft schmerzlich verletzt ward. Neben dem abgefallenen und ersterbenden

Laube, als dem Bilde der Hinfälligkeit, glänzten die Spitzen der sprießenden Wintersaat so schön im warmen Sonnenstrahl, und erinnerten an ein verjüngtes Leben nach dem langen Schlafe des Winters, daß der so naheliegende Gedanke an den Tod sich in die selige Ahnung der Unsterblichkeit verlor. Und gleich der Phantasie, welche mit ihren Zauberlichtern auch die düstersten Gegenstände zu verklären vermag, verbreitete das Licht der Sonne noch über die Leichname der Natur den leuchtenden Glanz schillernder Farben. Dem Rittmeister ward unaussprechlich wohl zu Muthe unter dem Einflusse dieser sanften Abschiedsfeier. Die Schärfe seiner Empfindungen verlor sich in eine süße Sehnsucht, in eine wonnereiche Ahnung naher Seligkeit. „O ich fühle Deine Nähe, Claudie! Ich fühle sie in dieser heiligen Stille, die lind beschwichtigend meine heiße Brust umwehet, worin die Trauer um Deinen Verlust hinter der Freude verschwindet, Dich, Du Herrliche! wünschelos, rein und ewig lieben zu dürfen!“ So sagte der Rittmeister, als der Wagen langsam die Höhen hinanfuhr, welche seinen Blicken das Ziel seines langen Strebens, das schöne Norwallen, noch verbargen. Endlich schimmerte das stolze Schloß, von hohen, majestätischen Bäumen umschattet, hervor. Der Rittmeister erblickte es mit hochklopfendem Herzen. „Dort wohnst Du, einsame, verlassene Claudie! Und er, der Beneidenswerthe, irret in trauriger Verbannung, zu welcher ihn vielleicht eine seltsame Verblendung verurtheilt, in der Ferne umher und beraubet sich eines Glückes, dessen Genuß einst einen Theil unserer Seligkeit ausmachen wird, des Umganges mit einem Engel!“ Jetzt rollte der Wagen in das Dorf. Jeder, auch der geringfügigste Gegenstand erhielt durch den Gedanken, daß er Claudiens Eigenthum sei, Weihe

und Bedeutung für den Rittmeister. Auch betrachtete er ja Alles nur in Beziehung auf die Geliebte. Als die Frau des Zolleinnehmers ihm mit einem finsteren Gesichte den Zettel reichte, dachte er: „Wie ist es wohl möglich, daß Jemand finster und kalt aussehen kann, der Gelegenheit hat, sich oft in Claudiens himmlischem Lächeln zu sonnen!“

Der Kutscher fragte jetzt, ob er vor das Schloß fahren solle? und als der Rittmeister diese Frage mit: Nein beantwortete, fühlte er in einer Aufwallung von heißem Schmerze, wie scharf durch äußere Verhältnisse geschieden er für diese Welt von der theuren Claudie sei.

Es war in den Nachmittagsstunden, als der Rittmeister in Norwallen ankam. Die Sonne neigte sich bereits, und um den östlichen Horizont woben sich die zarten Nebelschleier der nahenden Dämmerung. In den weiten Mantel gehüllt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, verließ der Rittmeister, jede angebotene Erquickung verschmähend, das Wirthshaus, und eilte, das dringende Bedürfniß seines Herzens zu stillen, dem herrschaftlichen Garten zu. Eine steinerne, mit Sitzen versehene Kapelle, welche sich unfern von dem hinteren Eingange desselben befand, gewährte von ihrem Standpunkte aus einen Ueberblick der Hauptgänge des Gartens; er schien dem Rittmeister als der passendste Ort für seine Absicht, und ohne sich es klar bewußt zu sein, was er hier wolle? was er suche? nahm er den düsteren Versteck ein und starrte mit ahnungsvollem Erwarten in die entlaubten Alleen. Kaum hatte er einige Minuten dort gesessen, als zwei weibliche Gestalten, Arm in Arm und im traulichen Gespräch wie es schien, den Gang herabkamen. Der Rittmeister hörte das Schlagen seines Herzens, seine Blicke verdunkelten sich, mit Mühe nur konnte er sie forschend auf den sich

Nähernden festhalten. Die eine der Damen schien sehr sorglich gegen die Luft geschützt zu sein. Ein weiter Mantel, in welchen sie bis an's Kinn gehüllt war, ließ die Umrisse ihrer Gestalt nicht deutlich erkennen; ihr Gesicht verbarg ein lang herabwehender Schleier. Die zweite Dame war schwarz, ja in Trauer gekleidet, aber die finstere Tracht erhob um so mehr die lichte Glorie hellblonder Locken, welche in natürlicher Schönheit, im Ziehen der kühlen Luft um das leichtbewegliche Haupt der Trauernden schwebten. „Ich dächte, keine von Beiden hätte Claudiens Größe," sagte der Lauscher in der Kapelle, die Kommenden mit geschärfter Sehkraft betrachtend. Jetzt waren sie so nahe, daß der Rittmeister ihre Fußtritte in dem dürren Laube rauschen hörte. Bestürzt erblickte er an der Blondine ein höchst liebliches, aber ihm ganz fremdes Gesicht, und um den Schmerz der Täuschung noch bitterer zu empfinden, sah er, daß der dünne, dichtgefaltete Schleier der Anderen ganz dunkles Haar bedeckte. Doch jetzt begann die Dame im Mantel zu sprechen; er vernahm jedes Wort, doch ging ihm der Sinn ihrer Rede verloren, weil der Ton dieser Stimme, wie Wirbelwind, alle schlummernden, feindlichen Gefühle seiner Brust stürmisch aufregte. „O Gott! Was ist das?" sagte er leise, doch heftig zu sich selbst und in der ängstlichsten Spannung horchend: „Welcher schadenfrohe Geist ruft mir in diesen Klängen Erinnerungen zurück, die an dieser Stätte, in dieser Stunde mir zehnfach schmerzlich sein müssen? War es nicht Ludmilla's Stimme? Dieser Ton, der mir einst Liebe log? — Und doch ist es nur ein Betrug meiner Sinne, um das arme gequälte Herz noch mehr zu martern." Er blickte gedankenvoll den zurückgehenden Frauen nach.

Jetzt ging ein Gärtnerbursche mit einem leeren Korbe an der Kapelle vorüber. Der Rittmeister, ihn erblickend, trat hervor und sagte: „Lieber Kleiner sprich! Sollte die Frau Baroninn wohl zu Hause anzutreffen sein?“ Der Bursche deutete mit dem Finger in die Allee, und antwortete: „Dort geht sie hin!“ Und schon halb im Gehen fügte er hinzu: „Die im Mantel ist es.“

„Unmöglich!“ rief der Rittmeister, aber der Bursche war seinen weiteren Fragen enteilt. Trostlos blickte er um sich, und immer heftiger ward die Begierde, dies Räthsel gelöst zu sehen. Aber Niemand zeigte sich, der den gewünschten Aufschluß hätte geben können. Endlich ging der Küster mit einem großen Schlüsselbunde auf die Kirche zu, und der Rittmeister folgte ihm schnell, schob mit freundlichem Gruße ein Thalerstück, welches ihm das Herz des Mannes öffnen sollte, in dessen Hand, und fragte, ob er wohl noch die Kirche sehen könne, welche ihm als der Betrachtung nicht unwerth erscheine. Der Küster zog ehrerbietig das schwarze Mützchen ab, beugte sich sehr tief und antwortete: „Ich stehe sogleich zu Dero Befehlen; es ist noch hell genug, Sie werden alles Sehenswerthe in Augenschein nehmen können.“ Der Mann schloß die Kirche auf, sie traten in das stille Heiligthum. Die untergehende Sonne warf ihre schrägen Strahlen durch die schmalen, hohen Fenster, und beleuchtete magisch den einfach-geschmückten Altar, dessen Hauptbild, eine Heimsuchung Mariä, den Rang eines nicht gemeinen Kunstwerkes behauptete.

Der Rittmeister äußerte zuvörderst seine Verwunderung über die edle und schöne Bauart dieser Dorfkirche und ahnete nicht, daß diese Bemerkung ihn seinem erwünschten Ziele auf dem geradesten Wege zuführen würde. Der Küster

lächelte geschmeichelt. „Ja das muß wahr sein," entgegnete er mit Wichtigkeit, „unser Gotteshäuschen ist ordentlich ein Tempel Salomonis, das heißt im Kleinen. Wir verdanken den Aufbau dieser schönen Kirche, die einst so baufällig war, daß sie bei jedem Windstoße bröckelte, unserem seligen Herrn Baron. Der war der erste Baumeister im Lande! Freilich hatte er wohl die nöthigen Mittel, um solch ein Liebeswerk aufstellen zu können, aber er hatte auch den christlichen und gottesfürchtenden Willen dazu; denn nicht Jeder, das werden Sie mir zugestehen, lieber Herr, der Geld hat, bauet Kirchen dafür."

„Ist der verstorbene Baron schon lange todt?" fragte der Rittmeister mit schweren, langsamen Athemzügen.

„Nun es sind jetzt zwei Jahre gewesen;" antwortete der Sprachselige, und fuhr fort, indem er den Kopf bedeutend hin und her wiegte: „Ja wenn die Wände der stillen Gruft, in welcher der gute Herr ruhet, ihm erzählen könnten, wie es seit seinem Absterben in Norwallen zugegangen ist, er würde sich wundern."

In steigender Unruhe fragte der Rittmeister weiter: „Und der Sohn des Verstorbenen ist jetzt Herr hier? Nicht wahr?" „Ihnen aufzuwarten!" erwiederte der Küster; „der gnädige Herr befinden sich gegenwärtig auf Reisen."

„Schon verheirathet?" war die dritte Frage des Rittmeisters, aber die bebenden Lippen versagten diesen zwei Worten ihre gewohnten Dienste, und langsam zögernd verhauchte sie sein Mund in leisen Lauten. „Zum zweiten Male bereits," antwortete der Küster mit einem leichten Achselzucken.

Bleich, wie der marmorne Engel, der über seinem Haupte schwebte, lehnte der Rittmeister an dem offenen

Taufstein. „Heiliger Gott! So wäre Claudie todt?“ seufzte er kaum hörbar.

Der Küster starrete den sonderbaren Fremden an; er hatte in seiner Verwunderung diesen Ausruf, welcher dem ersten Schrecken und der tiefsten Selbstvergessenheit entflohen war, überhört. „Sie sind wohl krank, mein lieber Herr?“ fragte er, ohne die Antwort abzuwarten, und fuhr mit der ansehnlichen Hand plätschernd in das Wasser der Weihe, wahrscheinlich um den Hinsterbenden durch ein Sprengbad zu erfrischen.

Der Rittmeister wehrte diese Hülfserweisung ab. Er faßte sich gewaltsam, und indem er alle Kräfte seines Geistes aufforderte, die schwere Haltung, die er annahm, zu unterstützen, sagte er: „Die feuchte Luft des Gewölbes — der Zugwind — es war ein kleiner Uebergang, und mir ist jetzt schon wieder besser. Also die Frau Baroninn ist — todt?“

„Nein, nur geschieden,“ erwiederte der Küster, und das Entsetzen, nur in anderer Gestalt, erfaßte abermals den Hörer.

Wohl immer regen lebendige Theilnahme an dem vorzutragenden Gegenstande und gespannte Aufmerksamkeit auf die Darstellung die Erzählungslust an, vorzüglich bei Menschen, denen, um des unbedeutenden Standpunktes willen, den sie einnehmen, so selten der Genuß zu Theil wird, das, was sie vortragen, von höheren Personen mit warmem Interesse gewürdiget zu sehen. Der Küster war jetzt in solchem Falle. Jedes Wort, das er sprach, ward von diesem Fremden, den er nach allen äußeren Zeichen für einen Reichen und Vornehmen halten durfte, mit einem so wunderbaren Interesse aufgefaßt, daß er dem Reize nicht zu widerstehen ver-

mochte seinen Vortrag länger noch als so bedeutend geschätzt zu sehen. Er sagte demnach: „Es hatte eine ganz curiose Bewandtniß mit dieser Geschichte, lieber Herr. Ich will sie Ihnen in kurzen Worten erzählen. Setzen Sie sich doch einstweilen auf diese gepolsterte Bank. Sehen Sie, wenn man so etwas in einem Buche läse, so würde man sagen, die Leute haben gut schreiben, und das Papier ist geduldig; aber es gehört ein starker Glaube dazu. Und doch geht es nirgends bunter zu, als in der Welt!“ Dieser Eingang ließ den Rittmeister durch alle Foltergrade der Ungeduld gehen. Doch jetzt hob der Küster also an:

„Etwa ein halbes Jahr nach dem Tode seines Vaters heirathete unser junger Herr eine Grafentochter aus dem Hochgebirge. Die junge Frau war schön und sanft wie ein Muttergottesbild,“ der Küster deutete bei diesen Worten auf das Altarblatt, auf welchem jetzt das purpurfarbene Gewand der heiligen Jungfrau im Lichtglanz des letzten Sonnenstrahles schwamm — „und auch so wunderthätig; denn, wen sie nur anblickte, dem ward wundersam wohl zu Muthe. Die Bösen schämten sich, und die Betrübten wurden wenigstens für ein Weilchen fröhlich. Die Unterthanen beteten sie an wie eine Heilige, aber sie blieb immer fein still und demüthig. Es würde eine Ehe gegeben haben, über welche die Engel im Himmel sich hätten freuen müssen, wenn der Satan nicht Unkraut zwischen den Waizen gesäet hätte. Da kommt kurz vor der Hochzeit eine alte Matante mit ihrer Tochter hierher nach Norwallen. Die Alte gehörte in die siebente Bitte, die Junge war ein Weltkind; freilich auch schön, aber auf eine andere Art, wie unsere gnädige Frau Baroninn. Augen wie Kerzen, Wangen wie Rosen, und eine Stimme hell und klingend wie ein Glockenspiel.“

„Wie sie nun ein paar Wochen hier sind, stirbt die Alte plötzlich, und das Fräulein schreiet und lamentiret nun, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Da verspricht ihr der junge Herr, er und seine Braut würden sie nicht verlassen, und die junge Frau nimmt sich der Waise auch redlich an. Was war aber der Lohn dieser mildthätigen Seele? Es mochte dem Fräulein wohl zu langweilig hergehen, darum kam es auf den schlechtesten Zeitvertreib, es brachte nach und nach den Herrn auf seine Seite, so, daß dieser die engelgute Frau wenig, oder gar nicht mehr estimirte. So ging es eine Weile. Als nun einmal die Herrschaft verreist ist, macht sich das Fräulein auf und davon. Die Leute im Schlosse zitterten und bebten, und dachten, nun würde es bei der Zurückkehr der Herrschaft einen rechten Lärmen geben, aber mit nichten. Es war, als müßte es so sein. Nun ging unser Herr oft auf die Jagd, und blieb, was er nie gethan hatte, oft den ganzen Tag weg. Da fing man an, allerlei zu munkeln. Aber was gehet das unser Einen an? — Ich sage so viel: Ein guter Unterthan muß für die Handlungen seiner Herrschaft weder Augen noch Ohren haben. Doch wie das nun gehet, eine Sünde ziehet die andere nach sich. Unser Herr legte sich jetzt auf die leichte Seite. Ach Du mein Herrgott! Das war ein Leben hier! Ein Gesellschaften! Ein Jagen! Ein Tractiren! — Glauben Sie es mir, lieber Herr, es wurde oft an einem Abende mehr Wein ausgetrunken, als bei unserem seligen Baron sonst in einem Jahre! Und der wußte doch auch, was einem Gaste gebührt. Unsere gnädige Frau ging herum, blaß und stumm wie ein abgeschiedener Geist, das Herz that Einem weh, wenn man sie das schwere Leiden so geduldig und

gottergeben tragen sah. Die Kammerjungfer hat erzählt, daß sie die gnädige Frau oft des Abends durch die verschlossene Thüre belauscht und vernommen habe, wie die Fromme zu Gott inbrünstig geflehet habe, daß er ihren Mann zum Guten leiten, und daß ihn die Sünde nicht behalten solle. Auch für einen entfernten Freund, und daß er wieder ruhig und glücklich werden möge, hat sie jedesmal gebetet. Wen sie darunter verstanden, weiß Niemand, vielleicht ihren Vater? denn die vornehmen Leute wählen ihre Titel manchmal sonderbar. — Der alte Herr mochte es wohl erfahren haben, wie es seiner Tochter ergehe; denn um die Saatzeit schickte er seinen Sohn hierher, und ließ die Frau Baroninn zu sich abholen. Ach! Hätten wir denken können, daß wir sie niemals wiedersehen würden, das ganze Dorf würde sie begleitet haben. Nun, unsere Segenswünsche werden sie auch dort erreichen!" Der Küster trocknete mit einem kleinen Tuche sich die naßgewordenen Augen, dann fuhr er fort: „Wenige Tage darauf kam das Geschrei, daß der gnädigen Frau Bruder, den Baron, seinen Schwager, im Schwarzgrunde erschossen habe. Dort steckte das Fräulein in einem Weberhause, und allda hatten sie seit dem Herbste ihr heimliches Unwesen getrieben. Aber der junge Graf hatte seines Schwagers verbotene Gänge ausspionirt, und wie man so zu sagen pflegt, der Pauke ein Loch geschlagen."

„Unser Herr war jedoch nicht todt, nur schwer verwundet, und nach ein paar Wochen brachten sie ihn hierher nach Norwallen, nachdem er bis dahin im Weberhause gelegen hatte. Den Abend, an welchen der Herr ankam, will ich wohl mein Lebetage nicht vergessen! Das

Fräulein saß an seiner Seite, der Herr ruhete in ihren Armen, und wer in den Wagen blickte, und das sah, dem fuhr es wie ein Messer durch das treue Herz, das mit Liebe an der rechtmäßigen Frau hing. — Es hieß nun, die Herrschaft wolle sich scheiden lassen; und es war auch so. Das Fräulein blieb zu aller rechtschaffenen Leute Aergerniss auf dem Schlosse, und drang nun in den Herrn, daß dieser ihr das gegebene Eheversprechen halten solle. Allein aus böser Saat erwuchs wohl noch niemals Freude und Segen, und das Sprichwort lüget nicht, wenn es sagt: Wer Andern eine Grube grabe, falle selbst hinein. — Unser Herr erholte sich nachgrade, aber er war ein Menschenfeind geworden. Er kam nicht mehr aus dem Hause, schlich so scheu und furchtsam umher, als suche er das gute Gewissen, und wenn man mit ihm sprach, mußte man die Rede wohl dreimal wiederholen, ehe er Einen verstanden hatte. Die Leute sagten jetzt, die Scheidung gereue ihn, und ich hätte auf das Gegentheil nicht schwören mögen. Aber es war nun einmal geschehen. Er ließ sich jetzt aufbieten, und an einem Sonntage auf dem Schlosse trauen; die Braut saß bis spät am Abend im Garten, und weinte bitterlich. Am andern Morgen fuhr der Baron mit Sack und Pack davon, und Gott weiß es, wann wir ihn einmal wiedersehen werden? — Das Fräulein ist nun unsere Herrinn und Frau, und wir sind ihr Regard schuldig. Auch läßt sich nichts mehr an ihr ausstellen. Sie lebt still und eingezogen, ist mitleidig und hülfreich, und hat jetzt unseres verstorbenen Pastors Tochter zu sich genommen; das hat ihr nun besonders bei den Norwallern mächtigen Vorschub geleistet, denn Pastor Lucas war seiner Gemeinde die vierte Person in der Gottheit."

Als der Mann jetzt schwieg, erwachte der Rittmeister aus einer tiefen Betäubung. Eine leise Ahnung hatte sich zu Anfange der Erzählung seiner bemächtiget und während derselben verstärkt. Er sagte mit gepreßter Brust: „Können Sie, lieber Freund, mir wohl sagen, was die jetzige Baroninn für eine Geborene sei?“ „O ja!“ entgegnete der Küster bereitwillig, „der Zettel vom Aufgebot liegt noch in der Sakristei, ich gehe ihn zu holen. Die Frau hat einen rechten Comödienvornamen.“ Er brachte das Blatt, und reichte es dem Rittmeister; nur mit Mühe vermochte dieser in der hereingebrochenen Dunkelheit die Schrift zu erkennen, doch als er sich jetzt gegen das Fenster wendete, und den Namen Ludmilla von Sarvynsky las, ertönte in demselben Augenblicke das dröhnende Summen des Abendgeläutes.

Dem Rittmeister war es, als vernehme er die Stimme des Weltgerichtes. Er schlug die starren Augen an die gewölbten Bogen der Kirche, um welche tiefe Schatten schwebten, und sagte: „Guter, großer Gott! Wie unerforschlich sind Deine Wege! Wie wunderbar die Verknüpfungen von den Schicksalen Deiner Menschen! Claudie verdrängt durch Ludmilla! — Und während die reinste Seele an unheilbaren Wunden blutet, feiert die Hölle ihren Sieg! — Dann verschwinden die Spuren der segnenden Liebe, wie jeder sanftere Eindruck, und die vollendete Heuchelei besticht durch gleisnerische Werkheiligkeit das flache Urtheil der Menge. O über die erbärmlichen Menschen! Nun ist mir Alles, Alles klar. Die Reue war es, welche so gramvolle Züge in das Gesicht des Unglücklichen gedrückt hatte, der die schönste Himmelsgabe, das edelste Weib von sich stieß! Ach! wie war dies wohl möglich? Wer kann Claudie besitzen,

und in ihren Armen nicht volles Genügen für jedes Bedürfniß seines Herzens finden?“

Der Küster war bei den ersten Klängen des Geläutes dem unteren Theile des Thurmes zugeeilt, um durch seine Anwesenheit Lärmen unter den Knaben, welche die Glocke zogen, zu verhindern; jetzt, als sie austönte, kam er zurück, und der Rittmeister verließ mit wankenden Schritten die Kirche, in welcher ihm die schlichte Erzählung des Küsters, den Fluch des Lasters, das ernste Gericht der Vergeltung und die himmlischen Entschädigungen eines unbefleckten Gemüthes für die Leiden der Erde geprediget hatte.

Der Rittmeister befand sich in der heftigsten Gemüthsbewegung. — Bald loderten in ihm Liebe, Wehmuth, Mitleid und Bewundrung in sanften Flammen auf; bald zuckten die verderblichen Blitze des Zornes, der Verachtung, der Rachelust, durch das Chaos seiner Empfindungen. Noch lange irrte er im bleichen Schimmer des Zwielichtes um den Garten und heftete zürnende Blicke auf das Schloß, in welchem nur wenige Fenster erleuchtet waren. „Jene Mauern also,“ sagte er für sich, „haben Deine Seufzer gehört und Deine Thränen gesehen, arme, unschuldige Claudie! Und Du, Ludmilla, wandelst hier nicht auf glühendem Boden? Du wagest es, einen Platz einzunehmen, welchen eine Claudie weihete, und Du vergehest nicht vor Scham? —“ Er blickte wild um sich und jetzt zum Himmel auf, an welchem die goldenen Sterne zu flimmern begannen, und fuhr in seinem Selbstgespräche fort: „Die Natur gehet unverrückbar nach ewigen Gesetzen ihren Gang, die Sterne wandeln in gemessenen Bahnen, und nur der Mensch, der fühlende, mit dem unsterblichen Geiste, ist allein den Qualen der Unzuverlässigkeit preis gegeben? O nein, nein! Es

waltet eine heilige Gerechtigkeit! Die Stimme in der stillen Brust, die Verheißungen der Schrift, die Geschichte der Erfahrung verbürgen es. Wer weiß es, ob diese unbestechliche Macht nicht bereits ihr strenges Urtheil in den Tiefen Deines Herzens vollziehet, Ludmilla? und Claudie nicht Tröstungen genießet, welche aus der Ewigkeit herüber strahlen, und deren Herrlichkeit zu den Freuden gehöret, die kein Auge je gesehen, kein Ohr gehöret hat?"

Claudie war der frommen alten Sitte, das Weih- und Dankopfer einer andachtsvollen Stunde für Errettung aus drohender Gefahr, für hohe Freude nach tiefen Aengsten, dem Herrn des Lebens in seinem Tempel darzubringen, treu geblieben, und kehrte an einem heiteren Morgen in den letzten Tagen des Octobers von ihrem Kirchgange zurück. Sie trat in das Zimmer ihres Vaters und fand diesen in der engen Umarmung eines Fremden verstrickt. Dieser wendete sich jetzt um, und — der Rittmeister stand vor Claudien. Welch ein Wiedersehen! Wie überraschte der Anblick des Einen das Auge des Anderen! Des Rittmeisters Phantasie hatte Claudiens lieblichem Bilde das blühende Colorit, den frischen Glanz der Jugend genommen und ihm dafür die Bläße des Grames, den Ausdruck des beugendsten Leidens gegeben; und da stand Claudie schöner, liebenswürdiger als jemals! Der reiche Zobelpelz, in welchen sie gehüllet war, (ein Geschenk der Gräfinn Olgy) gab ihrer zarten Gestalt eine gewisse Völligkeit, die scharfe Herbstluft hatte ihre Wangen dunkel geröthet, und aus den blauen Augen strahlte der Frieden der Tugend und das selige Bewußtsein

eines unverlierbaren Glückes. Aber wie erschrocken haftete dies Auge auf der gebrochenen Kraft des jugendlichen Freundes! Gemüthsunruhe, Seelenkampf und der Krankheit zerstörende Gewalt hatte ihre Spuren in dem bleichen, verfallenen Gesicht desselben zurückgelassen! Der finstere Blick flammte in düsterer Wildheit, und seine ehemalige feste männliche Stellung, in welcher sich die innere Haltung spiegelte, hatte sich in das schlaffe Schwanken schwächlicher Hoffnungslosigkeit verwandelt.

Er führte Claudiens Hand an seine zitternden Lippen und sagte in Tönen, welche diesen Worten die klarste Deutung gaben: „Meine theure Freundinn! Wie sehen wir uns wieder?“

Claudie drückte mit dem innigsten und reinsten Gefühle die Hand des Wiedergefundenen zwischen ihren beiden Händen und antwortete: „Was uns auch entrissen worden sei, noch immer ist uns viel geblieben. O lieber Olgy! Lassen Sie uns das nicht verkennen!“

Der alte Graf schlang den Arm um seine Tochter und sprach: „Ja du gute Trösterinn! laß mich mit Thomson sagen: Du hofftest Lebensstille! und betrogen hat Dich der Sturm, dem Du getraut; nun baue auf den Fels, der fest dort niederblickt in der Elemente kämpfend Herz! wo kein Gewölk Dein Auge trennt vom Himmel, von Deinem Frieden, Deinem Gott kein Schmerz!“ Bei diesen Worten ihres Vaters füllten Claudiens blaue Augen sich mit großen schweren Thränen und die Gestalt des treuen Freundes wankte vor ihrem nassen Blicke. Und als der Graf hinzusetzte: „Das Bessere hat gerettet, wer sich selbst nicht verlor!“ Da fühlte sie, daß ein zartes Band, das zarteste! der Glaube an ihn! sie diesem Freunde ewig verbinden werde.

Jetzt stürmten Heimfried und der kleine Fedor, von einem Spaziergange zurückkommend, in das Zimmer und äußerten Jeder auf seine Weise das Vergnügen über die unvermuthete Ankunft Olgy's. Sobald er dazu kommen konnte, erzählte Heimfried dem Rittmeister in der dazu erforderlichen Sammlung alle Umstände, welche dem Tode der Gräfinn vorangegangen, bei demselben gegenwärtig gewesen und bis dahin nachgefolgt waren. Er schilderte den Geist, die herrschende Stimmung, die letzteren Entscheidungen der Familie Olgy, und zeigte die Beglaubigungen dieser Aussagen in den mitgebrachten Papieren vor.

Obgleich der Rittmeister den Hingang seiner Mutter mit kindlicher Trauer feierte, so war doch sein Schmerz keinesweges dem zu vergleichen, welcher das Herz eines Sohnes erfüllet, der stets in den naturgemäßen Beziehungen dieser heiligen Verwandtschaft zu der Verewigten lebte. Seit der zartesten Kindheit seiner Mutter entfremdet, durch die innigsten Bande an würdige Erzieher geknüpft, lernte er die, welche das erste Anrecht auf seinen Dank, auf seine Liebe hatte, erst dann kennen und ihrem eigensten Wesen nach begreifen, als er beurtheilen konnte, wie so höchst verschieden sie in Denkweise und Empfindungsart von ihm sei. Um diesen Contrast noch schärfer hervorzuheben und die gegenseitige Annäherung möglichst zu erschweren, mußte die Gräfinn durch die Leidenschaftlichkeit, mit welcher sie jede einmal entworfene Unternehmung verfolgte, für die Wahrnehmung verblendet werden, daß die tieferwachenden Gefühle, ihres Sohnes für Claudie mit ihren heißen Wünschen einverstanden seien. Mit dem wollustreichsten Vergnügen hätte ihre Seele von der Erkenntniß erfüllet werden müssen, daß Curt, selbst gegen die Ueberzeugung von Claudiens

höherem Werthe, von der Gewißheit des schönen Glückes, das ihn in ihrem Besitze zu Theil werden würde, an dem, was das gegebene Wort von ihm heische, die Pflicht von ihm fordere, zu halten im Stande sei, wäre die moralische Charakterfestigkeit ihres Sohnes eben so sehr ein Gegenstand ihrer Schätzung gewesen, als dessen Nachgiebigkeit für das, was ihre Launen, oder geheime Absichtlichkeiten von ihm verlangten. Ihr Benehmen bei der gegenseitigen Erklärung über diese Angelegenheit, ihre Vorschläge zu kleinen Listen, durch welche er Veranlassung zu einer Trennung von seiner Geliebten geben und sich doch den Schein der Rechtlichkeit und Wahrhaftigkeit retten könnte — zerrissen verletzend die zarten Fäden der Achtung und des Vertrauens, welche die festesten Bindemittel zwischen den Herzen der Eltern und Kinder sein sollten.

Als nun für den Rittmeister die Frucht der Erkenntniß gereift war, und indem er in dem reinen Glanze von Claudiens echten Tugenden den falschen Schimmer von Ludmilla's Liebenswürdigkeit erkannt, zugleich die Ereignisse vorbereitet wurden, durch welche er berechtiget ward, jenes für ihn nun drückende Band mit der Billigung seines Pflichtgefühls zu lösen, zeigte die Gräfinn einen so unmütterlichen Triumph, vergaß in ihrer selbstsüchtigen Freude es so ganz, daß diese unreine Blüthe der Verdorbenheit eines weiblichen Herzens und der verrathenen Treue ihres Sohnes entsprieße, daß dieser Letztere mit vieler Betrübniß an der glänzendgebildeten Mutter den Mangel an zartem Edelsinne und wahrer Liebe bemerkte. Es giebt nicht leicht ein schmerzlicheres und niederschlagenderes Gefühl, als wenn uns die innerste Ueberzeugung zwinget, Personen, welchen die Natur, oder unsere Wahl, oder Erweisungen der Güte das heilige An-

recht auf unseren Dank, auf unsere Liebe gab, diesen Zoll vorzuenthalten.

Auch in Liefland fand der Rittmeister seine Erwartungen nicht befriediget. Es schien, als lebe die ganze große Familie, deren Bekanntschaft er jetzt erst machte, in der liebendsten, innigsten Gemeinschaft, und doch war es nicht so. Er sah sorgliche Umgangspflege, aber keine Herzlichkeit; warme, lebendige Conversation, aber keinen Austausch wahrer und treuer Gefühle. Ueberall das Suchen nach dem Eigenen, das Streben der Selbstsucht, das Lauern der Klugheit, die Berechnungen des Eigennutzes. Ach, wie segnete er jetzt sein Geschick, welches in einer trefflichen Erziehung seinen Wünschen eine edlere Richtung, den Anstrengungen seines Geistes würdigere Zwecke gegeben hatte! Wie sehnte er sich hinweg in ein Heimathland, dessen stille Grenzen er unter den kühlen Schauern der Einsamkeit betreten würde; worin Liebe die Erfüllung des Gesetzes, Tugend die Freude des Menschen, die ewige Seligkeit seine schönste und erhabenste Hoffnung wäre!

Der Rittmeister fühlte den mächtigen Zug eines warmen Wohlwollens für seinen kleinen Halbbruder, Fedor. Es knüpften sich an den Anblick des Kindes für ihn so süße und traurige Erinnerungen an den Hochstein, an Claudie, er betrachtete diese rührende, unentweihete Unschuld, welche mitten in einem Kreise von Menschen emporwuchs, in deren erstorbenen Gemüthern diese Blume des Paradieses längst unter dem sengenden Gluthhauche der Weltlust verwelkt war, mit einem so menschlichschönem Mitleid, daß zuletzt der leise Wunsch in ihm entstand, den Knaben für ein sichereres Glück und eine höhere Bestimmung retten zu können. Bei der Erwägung der Unmöglichkeit, diesen Wunsch jemals in

Erfüllung gehen zu sehen, war der Gedanke, daß Heimfrieds kräftige Einwirkung den Kleinen vor dem verderblichen Einflusse des Beispiels, das ihn umgab, schützen werde, sein Trost und seine Beruhigung. Und jetzt sah er ohne all sein Zuthun, durch eine wunderbare Fügung der Umstände dieses prophetische Verlangen gestillt! Als Heimfried seine Erzählung geendiget hatte, drückte der Rittmeister den kleinen Fedor fest an seine Brust und sagte: „Du bist von nun an mein Sohn! Dein Glück, in der höchsten Bedeutung des Wortes, sei der Zweck meiner Thätigkeit, das Ziel meines Strebens!“ Der Kleine fing an zu weinen. Als Heimfried ihn fragte, was ihm fehle? antwortete er: „Der Bruder sieht so traurig aus, werde ich auch so traurig werden, wenn ich bei ihm bin?“ Der Rittmeister lächelte schmerzlich. „Nein, mein Kind,“ sagte er verheißend: „Du sollst Deinen Frohsinn, diese schönste Himmelsgabe, nicht verlieren! — Nicht jedes Geschick trägt eine so düstere Farbe als das meinige! Und nur wer ein Gut selbst entbehrt, weiß den Werth desselben richtig zu schätzen, und so werde ich denn sorglich bemühet sein, jede Blüthe der Freude in Deinem Gemüthe zu pflegen!“

In den nächsten Tagen, welche der Rittmeister auf dem Hochsteine zubrachte, wurden nun gemeinschaftlich Plane für die Zukunft entworfen. Der Rittmeister sprach von seinem Entschlusse, sich irgendwo in einer anmuthigen Gegend anzukaufen und sein ansehnliches Vermögen für das Glück seiner Unterthanen anzulegen. In dem Erörtern dieses Vornehmens, in der genauen Berücksichtigung jedes einzelnen Gegenstandes, stießen die Freunde auch auf die Frage, bei wem denn nun Heimfried künftig bleiben würde. Der kleine Fedor war seit zwei Jahren so sehr an seinen Lehrer

gewöhnt, daß Güte und Gerechtigkeit dafür entschieden, er dürfe nicht von ihm getrennet werden, um so mehr, als der Rittmeister nicht im Stande gewesen wäre, obgleich er mannigfache und wohl geordnete Kenntnisse besaß, seinem Zöglinge Heimfrieds Unterricht genügend ersetzen zu können. Aber auch die Hochsteiner wollten den kaum wiedergefundenen und so schmerzlich vermißten Freund nicht gern abermals entbehren, und Heimfried selbst hatte sich in den heimathlichen Umgebungen wieder so fest angesiedelt, als läge der Gedanke ihm fern, sie jemals wieder verlassen zu können.

Nach einer Pause, während welcher jeder der Interessenten an diesem Gespräch die vorgelegte Frage sich selbst beantwortete, sagte Graf Hochstein: „Das Mittel, uns in Beziehung auf die vorliegende Frage, Alle zufrieden zu stellen, liegt sehr nahe, wir dürfen es nur erfassen. Bleiben Sie in unserer Nähe, lieber Olgy, so gewinnen Sie den Heimfried, ohne daß wir ihn verlieren.“ Der Rittmeister blickte den Sprechenden fröhlich an, Claudie erröthete und der Graf fuhr fort: „Auch liegt meinem Vorschlage schon die Kenntniß, wie er auszuführen wäre, zum Grunde. Etwa eine halbe Stunde von hier liegt, um mich poetisch auszudrücken, schön und geheimnißvoll, wie der dämmernde Gedanke eines Dichters, ein Dörfchen, Namens Lauterbach. Es gehört der Wittwe des Ministers Werneberg und ist der Dame schon seit Jahren feil, jedoch für einen so ungeheuren Preis, daß derselbe die Mehrzahl der Käufer abschreckte, da besonders das Gütchen außer seiner reizenden Lage und reichen Holzungen keine Vortheile darbietet und in Feldern und Gärten, Haus und Scheuern die Spuren der Vernachlässigung trägt. Sie, lieber Rittmeister, dürften, meinem Erachten nach, ein paar tausend Thaler mehr oder

weniger nicht ansehen, wenn die Besitzungen sonst nur Ihren Wünschen und Ansichten entspräche, und der Umstand, daß die herrschende Verwilderung in derselben Ihre Thätigkeit in Anspruch nähme, wäre grade dazu geeignet, Ihnen das regeste Interesse für Ihren neuen Beruf abzugewinnen."

Der Freude warmer Strom schlug hohe Wellen in der erweiterten Brust des Rittmeisters. Die anmuthsvollen Bilder der trauten Einsamkeit, eines geräuschlosen Wirkens, des ungestörtesten Naturgenusses, der freien Bewegung seiner Kräfte, der holden Nähe Claudiens und aller in dieser Vorstellung leisegeahneten Beziehungen — zogen tief mit hellem Schein durch seine Seele.

Am andern Morgen ritt der Rittmeister, von dem Grafen begleitet, nach Lauterbach. Graf Hochstein hatte diesen Ort sehr treu geschildert. Mild und tröstend, wie die stille Freundesbrust die Sorge des Bekümmerten, nahm diese liebliche Einsamkeit Jeden auf, der Empfänglichkeit und Sinn für ihren zarten Reiz besaß. Die Anlage des Wohnhauses und Gartens, die Wirthschaftsgebäude, zeugten für den edlen Geschmack ihres längst zu Staub gewordenen Erbauers. Ein alter, eisgrauer Gärtner schien die Pflichten seiner Wirksamkeit auf die Pflege einer kleinen, aber sehr gut gehaltenen Orangerie beschränkt zu haben, er zeigte diese den Beschauenden mit vielem Stolze, so wie das Haus, zu welchem er allein die Schlüssel besaß. Die Zimmer, sämmtlich nach veralteter Mode meublirt, waren hell und groß und in den richtigsten Verhältnissen der Baukunst geformt. Aber vor den buntflimmernden Fensterscheiben hatten die Spinnen ungehindert ihre künstlichen Schleier gewoben; der Farben Glanz an Tapeten und Vorhängen war verblichen, wohin

sich auch die Blicke verirrten, die Vergänglichkeit hatte in jedem Gegenstande ihr graues Siegel ausgeprägt.

Der Rittmeister fühlte sich, wie jeder zur Trauer hinneigende Sinn, von dieser Mahnung an die Hinfälligkeit alles Irdischen innigst angezogen. Diese erste Bekanntschaft mit seinem künftigen Wohnorte gab seinen schwärmerischen Ideen Nahrung, und stimmte in sanften und harmonischen Anklängen zu seinen Empfindungen. Er besah noch flüchtig die Felder und Wiesen, das Dörfchen und Alles, was in den Bereich desselben gehörte, und war nun fest entschlossen, die Kaufunterhandlungen einzuleiten, was auch in der nächstfolgenden Zeit mit so schnellem und glücklichem Erfolge geschah, daß nach dem Verlaufe dreier Wochen der Rittmeister Besitzer von Lauterbach war.

Das Hereinbrechen des Winters hinderte alle Unternehmungen zu den nöthigen Reparaturen und Verbesserungen, und der Rittmeister mußte seine Ungeduld auf das Frühjahr verweisen. Mit unverhülletem Vergnügen gab er der Einladung des Grafen Hochstein Gehör, welcher ihn bat, diesen Winter auf dem Hochsteine zuzubringen. Tage des süßesten Genusses, der reinsten Freude begannen nun für die Familie. Während der Frost seine starren Hüllen über die Natur verbreitete, und die Tage ihre immer engeren Kreise in trübem Lichte zogen, während der Sturm mit dumpfen Krachen seine Gewalt an dem Felsen versuchte, und der Schnee leise den Traum der schlummernden Erde webte, blüheten verborgen in den stillen Mauern des Schlosses die schönsten Blumen eines schuldlosen Glückes. Der Graf sah jetzt die in der letzteren unglücklichen Zeit gefühlte Sehnsucht nach Umgang und Mittheilung vollgenügend befriediget, ohne seine gewohnte Lebensweise aufgeben zu dürfen. Heimfried

befand sich nun wieder im Vereine mit seinen geliebtesten Freunden und zugleich in einer, seinen Kräften und Einsichten angemessenen Thätigkeit, welche doch nun einmal die Bedingung jedes geistigen Wohlseins ist. Und Claudie? Und der Rittmeister? Wir wollen es versuchen, die Gemüthsstimmung Beider zu schildern.

Wenn der Rittmeister alle Qualen einer hoffnungslosen Liebe empfunden hatte, noch geschärft durch das Wissen, der Gegenstand dieses Gefühls sei unglücklicher noch, ja treulos verrathen —: so mußte er jetzt um so beruhigter aufathmen, als er Claudie in sanfter Ergebung und stillem Gleichmuthe fand, in welchem sich wohl stets ein reines Bewußtsein und eine fromme Gesinnung spiegeln. Zwar hatte die Schwere ihres Verhängnisses, der harte Druck unverdienter Leiden ihr einen hohen Ernst angeeignet, ihrem Urtheil eine seltene Reife gegeben und den Einfluß der Täuschungen zerstört, welche dem Frühlingsleben des Menschen so reichen Zauber ertheilen; aber die Wärme des Gemüthes, die zarte Milde des Herzens war ihr geblieben, welche wie Lenzeswehen durch jede Lebensepoche dringen und selbst über vernichtete Hoffnungen und gebrochene Freuden streifen. Wenn vor zwei Jahren Claudie im frischen Glanze der Jungfräulichkeit dem Rittmeister als die Verwirklichung eines süßen Traumes erschienen war, wenn er sich des Totaleindrucks, welchen ihre Lieblichkeit auf ihn hervorgebracht hatte, nur bewußt gewesen war, ohne die einzelnen Strahlen dieses in Liebe concentrirten Gefühles unterscheiden zu können, so erkannte er jetzt klar und deutlich, was er an ihr verehre und liebe, aus welchem Stoff das Band gewoben sei, was ihn zart und fest, innig und ewig an sie kette. Eine fremde Schuld hatte ihr das weiche,

liebende Herz zerrissen, und es war geheilt in dem Wunsche für das Wohl der Beleidiger! Ein gewichtiger Gram, ein großes Unglück hatten sie gebeugt, aber diese zarte Seele war diesem Drucke nicht erlegen, sondern hatte sich muthig aufgerichtet an der Hand des Glaubens. Der bethörte Gemahl hatte im Wahn der Leidenschaft sich von der treuen Claudie losgesagt, aber weder ihre Erinnerungen, noch ihr Herz hatte den Unglücklichen aufgegeben. Sie betrachtete ihr eheliches Verhältniß zwar in allen irdischen Beziehungen als aufgelöset, aber nicht als unwirksam geworden auf ihr geistiges Wesen, auf die Richtung ihrer Wünsche, auf das Gebiet ihrer Pflichten, auf die Aeußerungen ihrer Gefühle. Schweigende Resignation und die lebendige Ueberzeugung, daß ihre zarteste Theilnahme, wie ihr wehmuthsvollestes Andenken lebenslang dem Vater ihres Kindes gehöre, war der Grundton ihrer Gemüthsstimmung, dessen leise Anklänge eben sowohl Mitleid als Bewunderung für Claudie erweckten.

Diese allmählichen Wahrnehmungen zeigten dem Rittmeister die Ewiggeliebte in der Verklärung der schönsten und schwersten Tugenden, und in dem höchsten Verhältniß des Weibes, in ihrer mütterlichen Würde war sie ihm heilig. Ein kränkliches Kind raubte ihren Nächten den Schlummer und ihren Tagen die Ruhe, und doch entfloh ihren Lippen keine Klage, und alle Erschöpfungen in Mühe und Geduld vermochten sie nicht zu der kleinsten Versäumung ihrer Mutterpflichten. Wie schwach auch der kleinen Mannon Lebensfunken glomm, so hoffte Claudie doch, die Allmacht ihrer Liebe werde ihn vor dem Erlöschen bewahren können, und das Kind lebte fort zur Verwunderung Aller, die es in seiner Schwachheit kannten, zum Erstaunen des

Arztes, welcher von Woche zu Woche behauptete: es könne nicht aufkommen.

Die tiefste Ruhe, das seligste Genügen nahm nun von dem Gemüthe des Rittmeisters Besitz. Keine Hoffnung, kein Wunsch, den ausgenommen, daß es stets so, wie es jetzt sei, bleiben möchte — störte die Stille, welche lind und wohlthuend wie ein guter Geist über ihn gekommen war. Wenn er mit trunkenen, bewundernden Blicken Claudiens friedenvolles, sanftes Weben und Walten verfolgte, dann fühlte er nichts als das Glück ihrer Nähe, dann dünkte es ihm Undank gegen die Vorsehung, wenn er höherer Wonne begehrte. Auch ahnete er mit Entzücken, daß er von ihr geliebt sei, geliebt, im reinsten Sinne des Wortes. Er fühlte, wie leise er von ihr verstanden, wie schnell errathen, wie hoch gewürdiget, wie zart beruhiget werde, und jedes Verlangen seiner Seele war nun gestillt.

Wenn in langen Winterabenden die Familie traulich in dem hellerleuchteten Zimmer beisammen saß, und während die Männer im lebbaftesten Gespräch sich bald politische Streitfragen beantworteten, bald die neuesten Erscheinungen in der literarischen Welt die Kritik passiren ließen, heute die geheime Werkstatt der menschlichen Empfindungen und Gedanken untersuchten, morgen das Gebiet der Oekonomie prüfend und forschend durchwanderten, und Claudie, von der prasselnden Kaminflamme verklärt, indeß eine kleine Fahne stickte für das Regiment bleierner Husaren, welches der Feldherr Fedor auf einem Seitentischchen die geräuschlose Schlacht gewinnen ließ — oder wenn man gemeinschaftlich Plane für die Verschönerung von Lauterbach entwarf, und Heimfried oder der Rittmeister Vorschläge machten, wie der erste Erntekranz, die erste Obstlese gefeiert wer-

den könnten, da fragte Claudie in stiller Rührung oft sich selbst: wie es möglich sei, daß aus so tiefen Leiden, aus so herbem Schmerze sich dieser hohe Frieden, diese süße Freude habe entwickeln können? Und das Andenken an die Vergangenheit, an den Baron, läuterte jeden Genuß der Gegenwart in den Flammen einer heiligen Wehmuth.

Schnell, einem anmuthsvollen Traume gleich, war der Winter vorübergegangen. In den ersten Tagen des Frühjahrs wollte der Rittmeister nach Lauterbach abgehen, um dort durch seine Anwesenheit die zu treffenden Veranstaltungen und Verbesserungen leiten zu können. Heimfried und Fedor aber sollten auf dem Hochsteine bleiben, bis daß Alles fertig und geordnet sein würde; daß der Rittmeister oft bei seinen Freunden zusprechen wolle, verstand sich von selbst, und ward nicht erst besprochen.

Mit leisen, halberstickten Seufzern sah Claudie die ersten Herolde des Frühlings erscheinen. Zwar dünkte es der bescheidenen Seele, als bleibe ihr noch immer Glück genug, wenn gleich ein Theil desselben sich vermindere, aber dennoch beobachtete sie mit stärker pochendem Herzen jede Regung der erwachenden Natur.

Wir wollen dem Rittmeister seinen Abschied vom Hochstein unbemerkt von uns feiern lassen, und uns jetzt einem Wiedersehen zuwenden, welches manchen theilnehmenden und wohlwollend gesinnten Leser vielleicht nicht ganz unbefriediget lassen dürfte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hanke, Henriette,

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke

Bd.: 15

Hannover 1842
P.o.germ. 571 s-13/19
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014552-1